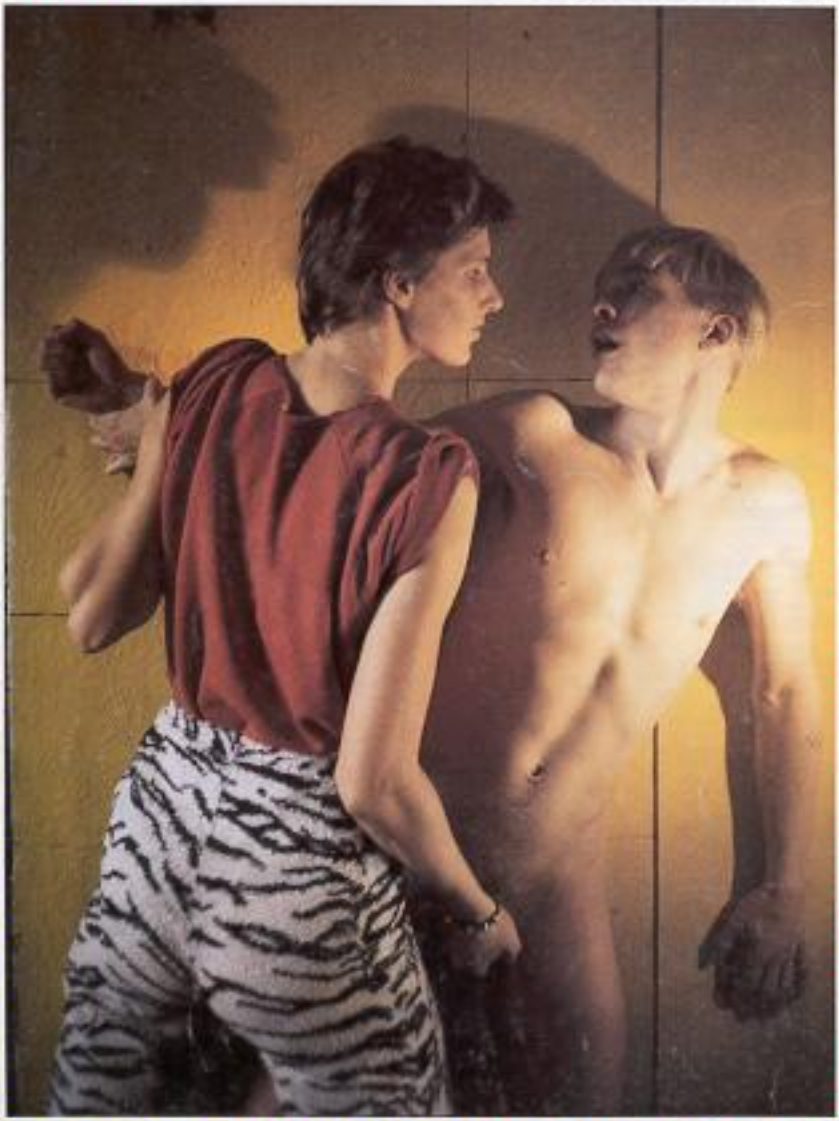
10 MARK, 1984

Konkret

Sexualität



CARMEN · SEX · GEFÜHL · MYTHOS MARILYN · FICKEN & FASTEN

GENERALE, GENITALE, HOMOSEXUALE · TRENDS & FANS

DIE HARTEN UND DIE ZARTEN · FETISCH LIEBE

in Sexualität konkret 1984

Editorial von Volkmar Sigusch

Ficken & Fasten von Karl Kessler
Man trägt wieder Körper, Keuschheit, kleine Karos. Gelobt ist erneut, was hart macht. Starke Frauen zu schultern gibt dem Sieger neue Spannungen. Ein Lied zwo drei

Zonenrandgebiete von Ernestine Roß
Ob G-spot, Stimmband, Ohrläppchen oder große Zehe, jeder Punkt ist eine erogene Zone. Doch auf die Wissenschaft ist Verlaß. Sie teilt weiter

Das Eigentum, ein Kurz-Porno von Hermann Peter Piwitt
»Heute bin ich wieder da, wo ich früher schon mal war« singt Ted Herold, Schmalzlocken-Idol der späten Fünfziger Jahre, und der »Spiegel« diagnostiziert mal wieder einen neuen Kult. Hermann Peter Piwitt konnte in dem Mief der Aufbauzeit schon vor zwölf Jahren nichts Kesses entdecken

Ein Unterstützungscasus für die Öffentliche Hand von Horst Tomayer
Von unserm ins Innere des Grauens entsandten Korrespondenten Horst Tomayer

Nicht mehr Objekt meiner Begierde von Regina Kramer
Ein Großteil der Menschen lebt meistens ohne Sexualität. Ob aus Überreizung Not, Unlust oder Überzeugung es bleibt peinlich, darüber zu reden. Regina Kramer tut es trotzdem

Unser Fetisch Liebe von Volkmar Sigusch

Manche Leidenschaften verdanken sich der Leere von Peter O. Chotjewitz
Entwurf zu einem Roman über die Lieben des Fabian Dopplicher

Liebe in Apulien von Tommaso di Ciaula

Die Freundin von Günter Herburger

Helfer und Verfolger von Gunter Schmidt
In einer homosexuellenfeindlichen Gesellschaft attackiert auch die Wissenschaft die Homosexuellen. Die Arbeiten des Endokrinologen G. Dörner, die Günter Amendt in diesem Heft kritisiert, sind nur ein besonders klares Beispiel für diesen Sachverhalt. Über die Gefährlichkeit der Wissenschaft für die Homosexuellen.

Homosexuelles, weggespritzt von Günter Amendt
Der Hormonforscher Günter Dörner antwortet seinen Kritikern und sagt nichts. Dafür sagen die neuesten Veröffentlichungen einer Leipziger Gynäkologie-Professorin zur Homosexualität umso mehr.

Stellungnahme
Auszug aus der Stellungnahme der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung zu den Forschungen des Endokrinologen Prof Dr. Günter Dörner zum Thema Homosexualität

Untergrund von Herbert Ladendorf

Der Popstar als Zeuge Jehovas von Diedrich Diederichsen
Das ist das Gesicht unserer neuen Populärkultur: Mißgestaltete, verklemmte Zwerge, Saubermänner und wabbeliges Fleisch lösen den großen Perversen ab

Eher Schwein als Giraffe, Hase oder Hirsch von Uwe Maeffert
Seit drei Jahren nimmt die rechtliche Erektion beim Anblick einer Strauß-Karikatur mal zu und mal ab. Noch aber ist der Höhepunkt, das Bundesverfassungsgericht, nicht erreicht.

am leben von Herbert Ladendorf

Großer Zapfenstreich von Volkmar Sigusch
Öffentlich ausgelutscht ist die Affaire bereits. Kießling, Rogers, Wörner. Aber wurde auch begriffen, worum es geht?

Carmen oder die geborgte Leidenschaft von Christel Dormagen
Weder die Oper von George Bizet, noch das Buch von Prosper Mérimée, noch der Film von Carlos Saura können den Zauber lösen, das aktuelle Flamenco-Fieber erklären. Christel Dormagen fuhr ins Zentrum des Rausches und sprach mit dem Magier Saura in Madrid

Ich bin nicht Du und weiß Dich nicht von Michael Lukas Moeller
Auf jeden Topf paßt ein Deckel. Bloß wie find ich ihn? Das Rezept eines modernen Psychoanalytikers ist ebenso schlicht wie ergreifend: durch das wesentliche Zwiegespräch. Sieben goldene Erkenntnisse und der Stein der Weisen.

Alles mal herfühlen von Ingrid Klein
Verspätete Wortmeldungen kommen aus dem emotionalen Hochsicherheitstrakt

Im Streit mit Kopf und Bauch von Regine Walter-Lehmann
Größtes Tabu für die Frauenbewegung war immer sie selbst. Lange Zeit galt Zank und Streit über weibliche Sexualität als verpönt. Die Feministin Regine Walter-Lehmann versucht, einige Widersprüche zu erklären

Nestflüchter und Teilzeitväter von Detlef Klein
Sie haben mitgeatmet, mitgepreßt, mitgeboren und sind doch die Gelackmeierten

Unsittliche Moral von Martin Dannecker
Hätte unser Sexualtrieb keine andere Stimme, so bliebe ihm doch immer noch die katholische Kirche.

Kleidung, Nacktheit, Natur und andere Maskeraden von Felix G. Samson
Andere Länder, andere Sitten, und jedes Tabu wurde verletzt. Überall. Die Internationale der Nackten läßt nur einen Wunsch offen: alles wieder anziehen.

Ich halte meine Hände über dich von Simone Schmid
Drei Frauen aus der »stummen Generation«, aufgewachsen in Arbeiterfamilien, brechen ihr Schweigen und sprechen mit Simone Schmid über das, worüber man nicht spricht

Erste Liebe von Norgard Kohlhagen
Süße Heimlichkeiten und wonnevolles Schaudern, ein Kuß, ein Schmerz, das Bittere und das Süße des ersten Verliebtseins - das gibt's nur einmal, das kommt nicht wieder.

Ärgerlich von Peggy Parnass
Sexualität Konkret fragte: Was hat Sie im letzten Jahr am meisten geärgert, bedrückt, angewidert, empört?

Ärgerlich von Eberhard Schorsch
Sexualität Konkret fragte: Was hat Sie im letzten Jahr am meisten geärgert, bedrückt, angewidert, empört?

Ärgerlich von Volkmar Sigusch

Sexualität Konkret fragte: Was hat Sie im letzten Jahr am meisten geärgert, bedrückt, angewidert, empört?

Ärgerlich von Ulrich Clement

Sexualität Konkret fragte: Was hat Sie im letzten Jahr am meisten geärgert, bedrückt, angewidert, empört?

Ärgerlich von Ingeborg Drewitz

Sexualität Konkret fragte: Was hat Sie im letzten Jahr am meisten geärgert, bedrückt, angewidert, empört?

Ärgerlich von Sabine Zurmühl

Sexualität Konkret fragte: Was hat Sie im letzten Jahr am meisten geärgert, bedrückt, angewidert, empört?

Ärgerlich von Regula Schmidt-Bott

Sexualität Konkret fragte: Was hat Sie im letzten Jahr am meisten geärgert, bedrückt, angewidert, empört?

Der Gewinn der Natürlichkeit ist zweifelhaft von Christoph Krämer

Der liebe Gott liegt im Detail, schrieb der Kunsthistoriker Aby Warburg. Der Maler Christoph Krämer hat sich die Geschlechtsteile von Picassos Gestalten angesehen und teilt diese Ansicht

Wollen wir hinterher noch ein Bier trinken gehen? von Götz George, Ingrid Klein

In den Tatort-Krimis spielt er Kommissar Schimanski. Im Privatleben ist er Götz George. Beides sind Kerle, die ihre Schnauze aufmachen. Der Schauspieler erzählte Ingrid Klein, was er über Machos und Emanzen, über den angemachten Mann und Fanliebe, über Liebe, Sex und offene Beziehungen denkt

Patti Smith von Alan Bangs

Alan Bangs'erste Faszination von Patti Smith liegt sieben Jahre zurück. Heute beschreibt er sie als verwirrend, persönliche Landschaft

Das tiefe Rot der Narbe von Sarah Schumann

Ihr Mund war schöner als eine Kurtisane von Utamaro schwärmte ein GI. Sie war die Vollkommenheit des Eros, sagt die Malerin. Huldigungen der Monroe von Sarah Schumann

Konkret-Sexualität 1984, S 4

Volkmar Sigusch

Editorial

Kennen Sie die Fabel von dem Hund mit dem Stück Fleisch im Maul? Der paddelte durchs Wasser, sah darin sein Stück Fleisch, schnappte danach und verlor das, was er hatte Manchmal denke ich, es geht uns in unserem Sexualleben ganz ähnlich. Lebenslänglich auf der Suche nach beständiger Wärme, sind wir umzingelt von einer Reizwelt, die alte Wünsche aus uns herauslockt, neue in uns hineinpflanzt. Selten gelingt es uns, bei der Gratwanderung nicht abzustürzen.

Ebenso selten können wir all die gesellschaftlichen Masken, Vexierbilder, Verdrehungen und Mystifikationen durchschauen. Wie ist es möglich, daß ein Atomkriegsstratege seine Ehre dadurch verliert, daß er junge Männer begehrt? Wie ist es möglich, daß ihm »Bild« seine Ehre wieder herstellt? Bezieht sich Moral nur noch auf die Geschlechtsteile, nicht mehr auf Menschenvernichtung?

Keiner entgeht den Verdrehungen ganz. Auf unserem Titelbild attackiert eine Frau einen Mann in bemerkenswerter Hinsicht. Sieht es im Leben wirklich so aus? Und setzt nicht die Geschlechtsklage, nach der es keine »richtigen« Männer, keine »richtigen« Frauen mehr gibt, mindestens eine Etage zu hoch an? Wer könnte das bewerkstelligen: ein richtiger Mann, eine richtige Frau sein - im falschen Leben?

Nur dann, wenn der Körper zum Leib wird und die Anarchie der Triebe alle Ordnungen stürzt, kann sich etwas am Verhältnis von Herr und Knecht, von Mann und Frau ändern. Gegen Trennungen, Leere, Gefühlsduselei, gegen Chauvinismus, die Verfolgung der Minderheiten und eine Moral, die unsittlich ist, setzen wir zum fünften Mal die Schönheit des Gedankens, die Individualität des Affekts und die Erkenntniskraft des Bildes. Manchmal kommen dabei sogar Rezepte heraus. Aber wie gesagt: Wir leben verkehrtherum.

Konkret-Sexualität 1984, S 6

Karl Kessler

Ficken & Fasten

Man trägt wieder Körper, Keuschheit, kleine Karos. Gelobt ist erneut, was hart macht. Starke Frauen zu schultern gibt dem Sieger neue Spannungen. Ein Lied zwo drei

Wer Phantasie hat,
und Sinn fürs Vieh hat,
der malt ein Bild sich aus,
das er sonst nie hat.
Im Stall der Schweine
ist Schweineball,
man tanzt den Scbweinetango
immer noch einmal:

Da haben wir nun die Kacke im Malheur. Kaum in die Jahre gekommen - vergessen war sowieso alles vom Cha-Cha-Cha und dem English Waltz, den wir besser aussprachen als tanzten - da sollen wir nun plötzlich Tango lernen müssen. Mindestens. Oder gleich Flamenco. Break, Electric Boogie und Robot fordert man uns nicht ab. Das lernen heute die Jugendlichen Heißsporne der Schichten, aus denen einst der Tango geboren wurde.

Tanzen also, Tango also. Blicke, Haltung, Hüften. Die Leidenschaft im Regelwerk der Musik, die Corrida der Wohnstuben als Sublimierung der latenten Gewalt. Rudolfo Valentino und Laura del Sol: »Carmen gibt einem das Gefühl, als habe es die ganze Emanzipationsgeschichte gar nicht gegeben. Alles, was jahrelang Schlagzeilen machte und die Gemüter der Frauen beschäftigte, ist mit einem einzigen Film in 60 Leinwandminuten zunichte gemacht«, schreibt selbst die betuliche »Carina«. Carmen und Kohl als die Vollstrecker und Personifizierung einer Wende, die spätestens im Herbst 1977 ihre Läufte nahm?

Vorbei also die Zeiten, da es als Auszeichnung galt, die einstigen Tanzschulstunden mit einem blöden Witz abzutun, vorbei die Zeiten, da der kurze Griff in die Trickkiste der Bildung: »Ich tanze nicht, also bin ich« (Lateiner hatten da immer noch einen Zacken Eskalation drin) ungeheure Erfolge verbuchen konnte. Wer heute nicht tanzen will und kann, so richtig korrekt: Hacken zusammen, Arschbacken zusammen, die linke (!) Hand führt, die rechte umgeht die erogenen Zonen der Dame oder des Fräuleins, wer sich also nicht aufrafft, sich selbst in die Verhältnisse zu begeben, die einst zum Tanzen gebracht werden sollten, der ist einfach out. Denn arg erotisch und schweißtreibend soll das sein, jung und fit halten.

Die Bildungskrücken liegen schon auf den Nachttischen, die man jetzt auch wieder braucht: »Spiegel der Tauromachie« von Michel Leiris etwa: »Eher als einer vehementen Penetration, die einer Mischung von Schlägen, Krallenspielen und Liebkosungen ein Ende setzt, gleicht der letzte Degenstoß, der die Corrida abschließt, jenem Bedürfnis zu töten - Schmerz zuzufügen oder nur aktiv zu hassen - das, auf den Partner oder auf die eigene Person gerichtet, so oft in der auf den Liebesakt folgenden Phase des Widerwillens auftritt.«

Und nun bitte die Grundhaltung:

Legt die Sau mit ihrem Eber einen Tango aufs Parkett.

Wer schweißtreibend tanzt, steht vielleicht noch gut im Futter, aber schlecht im Fleische, muß sich noch mühen, Fett und Fettansätze zu verbrennen, Muskeln zu machen, Sehnen zu schärfen. Gelobt sei wieder einmal, was hart macht. Wer noch vor Jahresfrist über die leckeren Vorturnerinnen auch dieser Nation höhnte, ihr hitziges und hektisches Tun hämisch mit einstiger Schweden- oder Medau-Gymnastik in Verbindung brachte, die farbigen Leibchen mit ihrem extremen Beinausschnitt, der mindestens am Hüftknochen anzusetzen hat, als üble Masche verdammte, das altersbedingte Abschlaffen mit beatig zubereiteter Marschmusik in den kommerziellen und paramilitärischen Griff zugleich zu bekommen, sieht sich plötzlich ganzen Muskelschwadronen konfrontiert.

In Delta-Formation schreiten sie voran: Marlène Charell ebenso wie das von Kurt Lagerfeld betextete und Helmut Newton abgelichtete Nordfleisch: »Sie kommen«, die Göttinnen und Amazonen der Newtons und Thorntons, die angetreten sind mit ihren schnieken Bildern der Gewalt der Frauen, der Gegengewalt der Frauen, den Stachel zu nehmen. Sie paaren Dominanz und Demut, Strenge und Milde, Stolz und Unterwürfigkeit, Widerstand und Hingabe. Starke Frauen zu schultern, gibt dem Sieger neue Spannungen.

Bei Newton hängt Lisa Lyon noch in den Seilen, Mapplethorpe hat sie, die neue Leitfigur muskelgeschönter Körperlichkeit, in einer Mischung aus Sport- und Puffreportage abgelichtet, sie selbst verbreitet in ihrem Bändchen »Lisa Lyon's Bodybuilding - Körpertraining für Frauen von der Weltmeisterin im Damen-Bodybuilding« ihr neues Schönheitsideal: »Körperliches Training wird ihnen helfen, diese neue Dimension der Weiblichkeit zu erreichen. Sie werden interessanter sein. Mehr Energie, Flexibilität, Vitalität und Ausdauer werden Sie befähigen, mehr zu tun und auf jeder Ebene mehr zu leisten. Sie werden schöner, sinnlicher und erotischer. Sie werden mit Ihrem ganzen Körper in Verbindung stehen. Der ganze Körper wird zum Geschlechtsorgan.«

Strong ist also ungeheuer beautiful, powerful und geil. Da muß man schon einmal darüber hinwegsehen, daß die permanent erigierten Muskelpakete der Männer nun wieder ganz ungehemmt die Hemden zerreißen dürfen, man muß vergessen, daß Ronald Reagan himself TV-Reklame für eine Körperertüchtigung schiebt, die sich dem gesunden Geist, der einem gesunden Körper innewohnt, verschrieben hat. Härte ist angesagt. Gefühl durch Härte.

Deshalb Grundhaltung, und ab geht die Sau:

Legt die Sau mit ihrem Eber einen Tango aufs Parkett,

Da wackelt das Kotelett und manches Kilo Fett.

Vorbei die Zeit der grauen Mäuse, der Latz- und Pumphosen, der Bequemlichkeit und auch der chaotischen Uniformität der Bequemlichkeit. In Umkehrung tierischer Spielregeln schmückt sich Weibchen wieder. Der neue Feminismus, wie ihn die Werbung verbreitet, ist weder weiblich, noch sächlich, sondern männlich, hält sich an die Vorgaben der Couturiers der westeuropäischen Zentren. Wo die Breakers mit einem Trainingsanzug von der Stange auskommen, läßt Tango-Weibchen mindestens wieder die Titten wippen, und Tango-Herrchen präsentiert seinen straffen Arsch in den Klamotten so, daß der Restkörper zu einem einzigen prallen Phallus gerinnt.

Mit Tangomelodien präsentierte Saint-Laurent seine Sommerkollektion; die welche Plissee-Welle umschlängelt, kniekurz oder midilang, die Körper. Ungaro lockt mit spanischen Hüten, Patou zeigt Rücken nicht zu knapp, die Taille rückt nach oben, Hüfte und Hintern werden betont durch rückseitige Knopfleisten, die den Schlitz variabel machen, hochhackig und tiefdekolliert geht es zu und unter all dem diskreten Schabernack endlich auch wieder die duftigen Dessous, die man so lange unter dem baumwollenen Diktat des Pöbels entbehren mußte.

Strapse nennen sich jetzt Tanzgürtel, zwischen Strumpf und Slip blinkt Fleisch wie ein Köder. Den Herren sind blousonähnliche Jacken zugedacht, die mehr einem Bolero-Jäckchen als einem blouson noir gleichen. Sie machen sich breit mit wattierten Schultern, knöpfen sich zweireihig zu und harren breitbeinig der Damen, die da mit sexuellem Juckreiz auf die Chance lauern, genommen zu werden. Der deutsche Mann müsse »gell aussehen«, »markig rüberkommen«, verkündet ein Westberliner Herrenausstatter scheinalternativen Gepräges.

Repetition:

Legt die Sau mit ihrem Eber einen Tango aufs Parkett,

da wackelt das Kotelett und manches Kilo Fett,

Wiegt sich Schweinebauch an Schweinebauch im Takte,

Daß die Liebe durch den Magen geht, ist ja auch kein neues Vorurteil. Daß ein fetter Hahn ein schlechter Hahn ist, weiß jeder Bauer. Doch jetzt wird der leere Magen zum Programm. Was in anderen Völkern, Gruppen, Sekten und vor allem im Tierreich zur Ordnung gehört, Fasten, wird nun von mitteleuropäischen Hungerleidern zu neuer Qualität gebracht. Die einen fasten für den Frieden, die anderen fasten für das Ficken. Abgestimmt auf die körperlichen Belastungen, die von Zeit zu Zeit doch anstehen, eingebettet in einen Tagesrhythmus, der offensichtlich von wenigen Zwängen beladen ist, hämisch grinsend über all die Körperfresser, die im guten Glauben, mit jedem Bissen gesünder zu werden, sich unser täglich Gift nur in kleineren Dosen verabreichen, ist jetzt die Spitze von allem: Heilfasten.

Von da ist es dann nicht mehr weit bis zum Heilsfasten. Jeder seine eigene Wiederaufbereitungsanlage: entgiften, entschlacken, reinigen, säubern. Was im Tierreich zur Paarungszeit nicht unüblich ist , wird jetzt Programm. Zwar hängt man bei Wasser und viel Schlaf kräftig durch, aber die Wiedererweckung des kalten Körpers wird dann zur Hochzeit. Gesalbt, geölt, massiert werden muß das gereinigte Fleisch, damit es zu noch schönerem und begehrenswertem Leben wird.

Während sich so die einen dem Genußverzicht hingeben, um sich größeren Genuß für danach erhoffen zu können, turnen die Breakers für einen um die Wette, tanzen sie sich die Lunge aus dem Hals, rasen sie schweißüberströmt durch das Ziel vom Grandmaster Flash. Nur Pferden gibt man den Gnadenschuß:

Legt die Sau mit ihrem Eber einen Tango aufs Parkett,

da wackelt das Kotelett und manches Kilo Fett.

Wiegt sich Schweinebauch an Schweinebauch im Takte

Das geht beiden ins Ragout und ins Gehackte.

Hochzeit ist sowieso wieder angesagt und Kindermachen und Kinderkriegen und Erotik statt Akrobatik und Zärtlichkeit und Streicheln und Verführen nach der Methode Baudrillard - Verführung als sozialer Akt - oder van de Velde. Robert Neumanns »Frühvornachfiveohclockteaabendzwischenverflirtung« ist wieder aktuell. Und Heinz Erhardt, Vico Torriani, Cocktails und die neue Keuschheit, die tatsächlich nur die Wiedererweckung der alten ist. Oder genauer noch: das neuerliche Beharren auf der latent immer vorhandenen gewesenen Keuschheit.

Germaine Greer empfiehlt: »Better no sex, than bad sex«, aber das ist für die in dieser Gesellschaft schon immer geprügelten Frauen nichts Neues. Selbst die Darliegerinnen der Pornofilmbranche wollen es nach »lui« zukünftig vor der Kamera nur noch mit ihrem Freund treiben. Oder mit Mädchen. Wichtiger als die so sittenangestrengten Bekenntnisse ist da, daß die scheinbar so gelockerten Sitten - es war ja geradezu peinlich, sich noch in Badehose oder Bikini in einem Strandbad sehen zu lassen - wieder auf die ihnen immer innewohnenden Begriffe durch und durch bürgerlicher Prägung eingestimmt werden. Die Schamgrenzen sind verschoben worden, doch die gesellschaftlichen Normen sind nahezu unverändert geblieben.

Die Nacktheit an den Stränden hat nicht zufällig die Erotik eines Kühlschranks bei eingeschalteter Innenbeleuchtung. Dafür kann der Kühlschrank gar nichts, und den Beteiligten ist auch kein Vorwurf zumachen. Sie halten sich an das Berührungsverbot, und sie zementieren gerade damit jene Normen, die Sie augenscheinlich gerade mit der Kleidung abgelegt hatten. Neu ist so nicht die Keuschheit, neu ist die Verpackung der Keuschheit durch die Macherinnen und Macher dieser Neuen Verführung, die sich nicht so ganz überraschend geeint wiederfinden im Kreise jener reaktionären Kräfte, denen das sowieso schon immer zu weit gegangen war.

Und nun bitte die Herren allein:

Legt die Sau mit ihrem Eber einen Tango aufs Parkett

Da wackelt das Kotelett und manches Kilo Fett.

Wie sich Schweinebauch an Schweinebauch im Takte,

das geht beiden ins Ragout und ins Gehackte.

Fragt der Eber dann die Sau: »Wirst du heut' mein?«

Als die Kinoleinwand schwarz blieb, erklärte man uns später, das seien die Innenaufnahmen eines Geschlechtsverkehrs gewesen. Alles haben wir gesehen, alles haben wir gemacht, nichts kann mehr überraschen. Die Regression gibt sich jetzt als Utopie aus: Hunderttausende fassen sich an die Hände und halten das für eine Leistung gegen den Krieg. Ein Typ, der dem Buchautor Bahro so verdammt ähnlich sieht, nimmt Kontakt auf mit einem spirituellen Agent Orange und zieht sich prompt in die trautsame und autoritäre Kleinstaatlichkeit einer Sekte zurück, die Damen lassen wieder die Strapse sprechen, die Herren präsentieren sich weiter als Deckbullen, die sowieso schon ausgepowerten Jugendlichen, denen die Zukunft nun wirklich nur wenig verheißt, tanzen nicht den Mussolini, nicht den Hitler, sie imitieren in ihren Tänzen die Maschinen, die ihnen die Arbeitsplätze wegnehmen, das saturierte und gelangweilte Mittelalter flüchtet sich in die schnuckligen Rhythmen einstiger Unterschichten.

Die Ausbeutung ist zeit- und grenzenlos. Sie geben sich alle der Musik hin. »Flashdance« für die einen, »Carmen« für die anderen und »Der Ball« für die ganze Familie. Sprachlos sind sie allemal. Sie haben nichts mehr zu sagen. Ihre Körper sind ihnen Medium genug. Die gepflegte Körpersprache kaschiert, daß sie sich freiwillig dem Autismus nähern, in dem die männlich-herrischen und weiblich-unterwürfigen Attitüden zu bloßen Piktogrammen eines nie definierten, nur gelebten Anspruches geronnen sind. Als sei es die selbstverständlichste Sache, der verbalen Interaktion zu entsagen und sich ganz auf den schön gepflegten, gut gestylten, schamhaft kaschierten Körper zu verlassen, sich ganz den Blicken, Bewegungen, Tanzschritten und -sprüngen, den Anweisungen eines unsichtbaren, aber allorten präsenten Zeremonienmeister hinzugeben.

Inmitten solcher Stille, die aus den Boxen der Mobilen Einsatzkommandos der Kulturindustrie schreit und geigt, höre ich Gato Barbieris »Letzten Tango in Paris« und vertiefe mich wieder einmal in die einstige Geschwätzigkeit der »FAZ«. Etwa die Seiten 21 bis 27 der Ausgabe vom 2. August 1977. In der Reihenfolge ihres Auftretens schrieben hier:

Neun Neffen und Nichten, Dresdner Bank, Bank für Handel und Industrie, Deutsche Länderbank, Münchner Rückversicherungs-Gesellschaft, Compagnie Luxembourgeoise de la Dresdner Bank, Deutsch-Südamerikanische Bank, AEG-Telefunken, Fried. Krupp GmbH., Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerke, Daimler Benz Aktiengesellschaft, Allianz CCP Europe Ltd. Brussels, Knorr Nährmittel, Metallgesellschaft AG, Biefinger + Berger, Degussa, Bundesverband Deutscher Banken, Hapag Lloyd Akiengesellschaft, Rud. Otto. Meyer, J.H. Benecke GmbH, Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft, Blohm & Voss AG.

Der Tanz um den Ponto mit eingesprungenem Doppelbuback und abschließender Schleyer-Promenade. Klammheimliche Freude? Zimmermann grinst, Kohl strahlt, Lambsdorff lacht sich eins.

Und nun alle:

Legt die Sau mit ihrem Eber einen Tango auf's Parkett,

Da wackelt das Kotelett und manches Kilo Fett.

Wiegt sich Schweinebauch an Schweinebauch im Takte,

das gebt beiden ins Ragout und ins Gebackte,

Fragt der Eber dann die Sau: Wirst du heut mein?«

Sagt sie einfach nur.- »Mein Schatz, heut hast du Schwein. «

Tierischer Tango von Didi Hallervorden

Konkret-Sexualität 1984, S 10

Ernestine Roß

Zonenrandgebiete

Ob G-spot, Stimmband, Ohrläppchen oder große Zehe, jeder Punkt ist eine erogene Zone. Doch auf die Wissenschaft ist Verlaß. Sie teilt weiter

Über die deutsche Muttererde wacht Washington. Waren die im Kaiserreich exponierten schleswig-holsteinischen Küsten die kitzeligen Zonen, verschoben sich diese nach dem Krieg ins exterritoriale Berlin. Heute haben sie sich nach innen verlagert, stehen dort, wohin man nur mit Mut langen kann. Gemeinhin werden die Pershings ihrer phallischen Form wegen als männlich-aggressiv identifiziert, der Heimaterde eingedrückt, penetriert von Washington, George. Freilich stellt ihr explosives Potential jede männlich-mickerige Potenz in den Schatten. Mutlangen, sensible Zone im Inneren, hoch explosiv, gefährlich, bewacht, belauert, heißgeliebt und teuer bezahlt.

Die Verschiebung der Kitzler im großen bildet sich ab im kleinen. Sexualmediziner suchen im Frauenkörper den Ort des O. Der O-Ort heißt G-spot, au dschieses. Wissenschaftliche Leichen werden exhumiert, so zum Beispiel eine von Gräfenberg 1950 befingerte, besonders sensible Zone im vorderen Vaginalbereich und die von Halban vorher in jener Region beschriebene und nach ihm benannte Faszie. Zur Wiederbelebung des Kadavers wird der von Kegel seines wohlklingenden Namens wegen so gerne zitierte Musculus pubococcygeus (Kegelübungen *gegen* Harnincontinenz und *für* O) gespannt und das ganze wird mit Ejakulat aus der jüngst wiederentdeckten weiblichen Prostata beträufelt.

Beim sexten Weltkonkreß der zuständigen Fachidioten in Washington im Mai letzten Jahres hatten sich von Edward Eichel aus New York über Beverly Nippel alias Whipple aus Philadelphia bis zum Kriminologen Sensaboughs (Ohnebauch) aus Kalifornien, dem biochemischen Abschmecker des weiblichen Ejakulats, alle jene Fachmänner versammelt, die zur strategischen Lokalisierung des O-Ortes (locus orgasmus) etwas beitragen zu können glaubten. Nach den überall ausgeplauderten Meldungen der sexualwissenschaftlichen Geheimdienstler Masters und Johnson, nämlich daß die weibliche 0Potenz der männlichen haushoch überlegen sei, galt es, nachzurüsten. Der Schock hatte tief gesessen. Es galt, wie gesagt, nachzurüsten, den Feind zu lokalisieren, und zwar dort im Gewebe, wo er sitzt.

Gleich konnte man zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: 'Wieder'-herstellung der Balance of Power und Ankurbelung der abgewirtschafteten Sexualherrschaft der Forscher. Der G-spot, der O-Punkt braucht einen locus, einen Ort. Angesichts der Zahl der dazu inzwischen erschienenen wissenschaftlichen Publikationen könnte es im Notfall auch ein Leerstuhl sein.

Linda Lovelace war von der Wissenschaft nämlich früher nicht ernst genommen worden. In ihrem Pornostreifen Deep Throat hatte sie die These propagiert, die Klitoris liege tief hinten im Rachen. Sie hatte sich im Medium und in der Nomenklatur vergriffen. Die Sexualmedizin, das Journal of Sex Research, Spectrum, Science oder Lancet hätte sie als Publikationsort wählen und statt von Klitoris von L-L-point reden müssen. So brachte sie sich um die wissenschaftliche Expansion ihrer These, dafür war ihr Beutel voll, und die nationale Obsession, die sie initiiert hatte, verlängerte das Leiden der Bananenrepubliken, weil Chiquita plötzlich wieder zur gefragtesten Südfrucht wurde.

Zonen sind Sektoren, Herrschaftsgebiete, Besatzungszonen, und Herrschaft ist eine menschliche Kategorie. Auch in den scheinbar natürlichen Zonen, zum Beispiel der Sahel-Zone, herrscht nicht in erster Linie der Hunger. Wer beherrscht die erogenen Zonen? Ein Beispiel mag dies verdeutlichen:

Ein befreundeter Rappe versprach mir kürzlich ekstatische Wonnen, wenn ich nur zulassen wollte, daß er mir den G-spot massierte. Wie sollte ich mich des Angriffs erwehren? Ich dachte, wenn schon nicht ins Maul gucken, läßt sich ein Gaul doch sicher gern an und in den A-spot fassen, und schlug deshalb vor, ihm meinerseits den P-spot (die Prostata als erogene Zone ist in der wissenschaftlichen Literatur noch nicht hinreichend berücksichtigt) zu massieren. Durch solche Diktion brachten wir uns beide ums Vergnügen und trotteten auseinander. Abstruse Nomenklatur und abstruse Lokalisierungen explosiven Potentials.

Mein in der Ostmark (nicht -zone!) lebender Vornamensvetter und größter S-Forscher aller Zeiten soll jüngst im Vorgriff meine hier vorgetragene Interpretation als verfehlt verworfen haben. Nicht etwa Männer, so meint er, versuchten mit der G-spot-Hypothese den Koitus und die Funktion des Penis zu rehabilitieren. Nein. Eine lesbische Frauengruppe habe vielmehr den G-spot in San Fransisca wiederentdeckt. Solange auf den G-spot gedrückt wird, muß auch solcher Unsinn gedruckt werden.

Anatomisiert wird der O seziert, zerlegt in erogene Zonen, O-Sektoren. Als Prosektoren im Zuge der Zonisierung und Sektorisierung gefürchteter Lust haben früher Mediziner das Messer geschliffen und operieren heute Sexualmediziner mit wissenschaftlichen Querschlägern. Mann munitioniert sich, und, wenn es sein muß, auch frau und rüstet auf zur Abschreckung der gefürchteten Lust.

Noch sind die hormonellen, baro- und pressorezeptiven, muskulären, faszikulären und drüsigen Spotte anderer erogener Zonen (Nippel, Ohren, Kniekehlen, Magen, durch den die Liebe bekanntlich geht, Anus, Stimmband, Nabel, Fuß und wo sonst noch) nicht erforscht. Weil O bewegliches explosives Potential ist, kann die deformierte Forscherlust nicht eher Halt machen, als bis sie ihr Objekt gehäutet hat. Erst dann ist die Gefahr gebannt. Statt des kleinen Tods à la Bataille lieber den Tod.

Die Konsequenz im Großen ist zwingend: jedem Bürger seine Pershing, am besten mit intra-auteriner Anwartschaft.

Konkret-Sexualität 1984, S 12

Hermann Peter Piwitt

Das Eigentum, ein Kurz-Porno

»Heute bin ich wieder da, wo ich früher schon mal war« singt Ted Herold, Schmalzlocken-Idol der späten Fünfziger Jahre, und der »Spiegel« diagnostiziert mal wieder einen neuen Kult. Hermann Peter Piwitt konnte in dem Mief der Aufbauzeit schon vor zwölf Jahren nichts Kesses entdecken

Hast du was, dann bist du was. Wer hat, dem wird gegeben. Die Herren sind sich einig, daß das Glück des einzelnen in dieser Gesellschaft abhängig ist vom Eigentum. »Der Besitzer«, sagt Schrader, »genügt einerseits den gesellschaftlichen Ansprüchen, die an ihn gestellt werden; andererseits erwirbt er mit dem Besitz die Möglichkeit, seine sozialen Beziehungen besonders aktiv zu gestalten, seine Umwelt, das heißt seinen Lebensraum, zu kontrollieren, das heißt zu beherrschen, und damit«, so Schrader, »eine Versöhnung mit der Gesellschaft herbeizuführen.« Niemand widersprach ernsthaft. Das Fehlen von Widerspruch wurde bedauert. Man ermunterte zu Einwänden. Apsel schwieg. Finger bat um ein Fachinger. Die Stimmung hatte den Tiefpunkt erreicht, als der kleine Hobbes aufsprang und daran erinnerte, daß das große Eigentum es an sich habe, immer größer zu werden, indem es das kleine Eigentum nach und nach verspeist. (Großer, nicht enden wollender Beifall.)

Rebecca ist Rotts einziges Eigentum. Das ist wenig und wird aufgesogen. Selbst die Hunde riechen, wenn du nichts hast, sagt Frau Beenken; sie pissen dich an. Rott sieht nur einen Ausweg: Er wird Rebecca von Zeit zu Zeit von Herren ficken lassen, unter Aufsicht. Er nimmt gewissermaßen eine Hypothek auf sie auf und verschuldet sie gleichzeitig gegen sich. Dies ist zum Beispiel ein Herr, der was wegstößt: ein Vaterersatz. Er besteht darauf, daß sie die weißen, mit einer weißen Spitzenbiese besetzten Strümpfe überstreift und sehr langsam knapp unter dem Schenkelansatz mit Strumpfbändern befestigt. Sie können Vertrauen haben, sagt er, ich habe Familie. Sie sollten die Beine gespreizt lassen, während Sie die Stiefel zuknöpfen. Eine enge schwarze Kette um den Hals. Ein breitkrempiger weicher Hut mit einem Blumenbukett. Ein Opernglas. Und nun ab zum Derby. Er reicht ihr den Arm, und amüsiert stöckelt Rebecca durchs Zimmer. Sie spürt etwas, was sie an Rott vermißt: Humor. Es lockert sie. Sie kann nicht einmal sagen, daß sie sich in diesem Moment schämte. - Ich weiß, ich sollte mich schämen (Schnitt).

Vor dem Spiegel greift ihr der Besuch von hinten zwischen die Schenkel und dringt mit einem Finger in ihre Möse ein. Sie legt die Arme weit nach hinten um seinen Hals und breitet ihren schönen Körper vor ihm im Spiegel aus, der, über Seitenflügel, ihr Bild in die Tiefe des Zimmers hinein vervielfacht. Famoser Harem. Rott ist beeindruckt.

Sie hockt sich auf Knie und Ellenbogen aufs Bett, der Herr hinter ihr kniend. Sie beginnt zu stöhnen. Sie ruft: Robert, wie kannst du das zulassen, wie kannst du das bloß zulassen. - Es tut ihr wohl. Rott hinter seiner spanischen Wand, onanierend (Schnitt).

Er dämpft ihren Freiheitsdurst mit schlechtem Gewissen und verschafft ihr den Genuß, etwas Verbotenes zu tun: gegen Eigentumsordnungen zu verstoßen. Gleichzeitig verschafft er sich die Befriedigung, daß sie, wie alles, käuflich ist. - Dieser dicke schwere Besuch, sagt er - solange ich dich verleihe, brauche ich dich nicht zu veräußern.

Was dir durch den Kopf geht, sagt sie über ihr Strickzeug gebeugt, manchmal kriege ich richtig Angst.

Anmerkung auf Seite 12:

Aus Hermann Peter Piwitt: »Rothschilds«, Rowohlt, 1972

Konkret-Sexualität 1984, S 13

Horst Tomayer

Ein Unterstützungscasus für die Öffentliche Hand

Von unserm ins Innere des Grauens entsandten Korrespondenten Horst Tomayer

Ich heiße Klaus. Ich bin dreiundzwanzig, und Student (zur Zeit ohne Semester) und auf Kur.
Ich bin Wichser. Ich wichse seit dem Abitur.
Ich stand
Bis ich endlich vor einem halben Jahr zu den ANONYMEN WICHSERN fand
Leergewichst und wie irr
Kurz vor dem masturbatorischen Delir.
Erröten, Stottern, Schweißausbrüche, Schüttel(!)frost - ich war ein Wrack
Mit akutem Dauerständer und chronisch entzündetem Sack.
Asche war ich, beziehungsweise wie ein Bundesligafußballer mit 31: Ausgebrannt
Ein Unterstützungscasus für die Öffentliche (!) Hand.
Auf dem Scheitel meiner Wichserkarriere
War meine Perspektive nicht einmal mehr eine rudimentäre.
Ich war zu nichts mehr zu gebrauchen, ich lag brach
Doch der Reihe nach...
Schon auf dem Gymnasium hab ich mich dafür interessiert
Wie die Bourgeoisie in diesem Lande die Geschäfte führt.
Ich optierte also auf Politische Wissenschaft
Die darüber ja das theoretische Wissen verschafft,
Kurz: Dieses monströse Bauherrenmodell
Wollte ich gründlich studieren und very well.
Doch ist mir beim Schulabgang nichts anderes übriggeblieben
(ein paar »Ungenügend« in den naturwissenschaftlichen Fächern
drückten den Notendurchschnitt auf dreikommasieben)
Als mich in die »Warteliste präakademischer Arbeitsloser« einzuschreiben...

Tja, nun hing ich also herum, zuhause oder in Kneipen
Konfrontiert mit der Zeit, um sie - zu vertreiben
Wenn ich das in der Retrospektive seh:
War das Sisyphosarbeit - denn das Luder ist zäh.
Gut, ich hatte da in petto ein paar Präferenzen:
Schwarzfahren, Pizza matriarchata, Marx-Brothers,
Tischtenniskonkurrenzen
Aber sowas ist ja nicht einmal feierabendfüllend
Geschweige die Sehnsucht nach weltveränderungsorientiertem
akademischen
Fortkommen stillend
Schon nach wenigen Wochen numerusklaususverschuldeten
Müßiggangs schlug mich der Hammer der Erkenntnis auf das
lethargische Lager:

Die anderen haben es geschafft - Du bist der Versager
Ringsherum die allerglücklichste action
In mir - keine Spur von Satisfaction
Von nun an dominierte mich die Crux
Des aus nicht erbringbarer Leistung resultierenden
Leidensdrucks
Ich fühlte mich - und das ist kein leichtsinniges Apercu
Wie ein Teekessel mit, sagen wir, hundert Atü
Nimmt es da, frag ich mich auch heut noch, eigentlich wunder,
Daß ich - kurz und gut: Ich ließ Dampf ab, ich holte mir
einen runter.
Ich lag sozusagen an der Langeweile einsamem Strand
Und schüttelte die Palme und sagte mir: Aaaaaah, das entspannt
Und ich dachte: Ich werds Euch zeigen, Euch Pack
Und ich massierte grinsend meinen Sack
Tja, und wurde ich nun von irgendwelchen Widrigkeiten gereizt
Na, da wurde dann eben kurz mal der Kaspar ins Laken
geschneuzt
Und querulierte mir wer oder was ins Programm
Dann polierte ich umso vergnügter den Stamm
Und war da was vernagelt und ging dort was nicht weiter
Na, dann stieß ich mir eben einen von der Leiter
Und war ich gut drauf oder fühlte ich mich schlapp
Egal, ich legte einen kalten Bauern ins Grab
Und war ich high oder war ich cool
Ich machte sicherheitshalber einen Fingerhut full
Und wie oft ich auch wichste, ich hatte immer einen Grund
Es ging mir da so wie beim Bellen dem Hund
Übers kurze Knie, Kamerad, das dauert nicht lange!
War ich monomanisch an meiner Stange zugange
Und immer kürzer wurde das Intervall
Zwischen Schwall und Wichsen und Wichsen und Schwall
Und in immer geringeren Abständen mußte ich mein Übel an der
Wurzel packen
Und immer wütender gestaltete sich das Sich-Entschlacken
ja, mein Freund, und ehe man sich versieht
Ist das Glied
Von einer Quelle zeitweiliger Lust
Mutiert zur Kloake von dauerndem Frust
Ich war von der Morgenlatte bis zum Abendständer
In Personalunion Erpresser und - big Spender
»Als Wichser lebe ich nicht in der Weite der Welt sondern

in der engen
Hose«
Manchmal erschrickst Du vor dieser Selbstdiagnose
Und verordnest Dir als Therapie unverzüglich radikalsten
Widerstand
»Abfallen«, sagst Du, »sollst Du, nehm ich Dich nur noch
einmal in die
Hand!«
Und »Ruhe!« schreist Du, »Du Sauhund in der Hose!«
Hähä, das ist nicht mal die Copie einer Pose
Nein, mein Freund, es ist zu spät
Du bist nicht mehr Herr Deiner Sexualität
Nicht Du wichst den Schwanz - Du wirst gewichst
Du wirst von Deinem Schwanz - ja: ausgetrickst!
Und es entringt sich Dir stumm die Klage:
»Ich liege beim Herrn der Hölle ewig auf Wichswiedervorlage ... «

Apropos: Das würdeloseste bei dieser Persönlichkeitsdemontage
Ist die gnadenlose Jagd auf die Wichsvorlage
Ich spreche da von Hochglanzmagazinen
Genauso wie von uuäääh Pornofilmkabinen
Ich rede davon, wie die Augen, ja! – triefen
Von der süchtigen Sucht nach immer neuen Motiven
Und wie man als Wichser, als arme Sau
Zwangsläufig besudelt das Bild der Frau
Mit Grauen erinnere ich mich: Nicht nur 1 x, nein: wiederholt
Hab ich mir bei weiblichen Sprechern der Spätausgabe der
Tagesschau einen runtergeholt

Drei Jahre lang hab ich mich täglich mehrmals selber gefickt
Ich war am Ende der Fahnenstange fast verrückt
Da stieß ich kurz vor meinem Wichser-Stalingrad
In der »taz« auf folgendes Inserat:

»ANONYME WICHSER - radikale Entgeilung
Noch paar Plätze frei - bitte Beeilung«

ja, und nun treffen wir uns da jeden dritten Donnerstag im Monat
Willkommen ist jeder, egal ob er arbeitslos ist oder seine
Million hat
Bei den ANONYMEN WICHSERN gibts keine sozialen,
religiösen oder
Altersschranken
Wir sind eine Gemeinschaft von gleichen sexuell Kranken

Ob Hilfsarbeiter, Manager, Sonderschullehrer, Bu-Weh-Obrist
Maßgeblich ist nur, ob einer krankhafter Wichser ist
Und in dieser existentiellen Geworfenheit aus der Gruft
der Imagination
Wieder heraufsteigen will ans Licht der sexuellen Interaktion
Zur Therapie der ANONYMEN WICHSER nur so viel:
Es geht aspera/astra, also nur qua Nacht zum Ziel
Gnadenlos kalte Waschungen und die rückhaltlose
Beichte, wie und warum einen das Übel in der Hose
Packte und - natürlich - an jedem Ort
Einmal in der Woche Sport
Ich hatte das Glück des Tüchtigen, schon nach wenigen Sitzungen
war die gröbste Schwellung
Zurückgegangen und mein Glied nahe Ruhigstellung
Ich habe in meiner Hose gründlich aufgeräumt
Wußte ich doch was es heißt: Das Leben vom Schwanze
aufgezäumt

Konkret-Sexualität 1984, S 16

Regina Kramer

Nicht mehr Objekt meiner Begierde

Ein Großteil der Menschen lebt meistens ohne Sexualität. Ob aus Überreizung Not, Unlust oder Überzeugung es bleibt peinlich, darüber zu reden. Regina Kramer tut es trotzdem

Enthaltsamkeit ist peinlich wie ein schlecht sitzendes Gebiß. Bloß nicht das Maul aufmachen. Das gibt kein schickes Thema her. Wir leben in einer Leistungsgesellschaft. Also leiste dir gefälligst Gesellschaft.

Von mir aus. Ich möchte niemanden vom Gegenteil überzeugen. Merkwürdig ist nur, daß ich von mir aus nicht genauso fröhlich oder unfröhlich mit und ohne Unterbrechung enthaltsam sein darf. Das heißt, ich darf schon. Aber wenigstens ein bißchen leiden könnte ich doch darunter. Oder wenigstens Komplexe haben. Schließlich bin ich nicht häßlich, nicht krank, nicht katholisch, 36 Jahre, mithin habe ich sexuell hungrig zu sein.

Also. Ich muß die gesellschaftlich anerkannten Albernheiten aus meinem Kopf räumen.

Wer enthaltsam ist, enthält sich was.

Don Juan enthielt sich der Bindung. Eva liebt Abenteuer und enthält sich der Geborgenheit. Adam liebt Frauen und enthält sich der Männer.

Wer enthaltsam ist, enthält sich der Lust. Das glaub' ich nicht.

Wer enthaltsam ist, der übt Sexualität nicht. Aus. Wer enthaltsam ist, hat Lust auf eine Pause von Sexualität.

Es ergab sich, vor Jahren, daß ich wenig mit Männern zu tun hatte. Ich arbeitete mit Frauen. Ich wohnte alleine. Ich liebte niemand mehr als die anderen. Nach einer Weile, wahrscheinlich hatte mich jemand gefragt, merkte ich: es fehlt mir nichts. Ich fühle mich wohl. Die Erfahrung beunruhigte mich nicht. Bis ich anfing, die Erfahrung zu interpretieren. Da wurde sie zum Mangel. »Die Sexualität ist die Hauptantriebskraft in unserem Leben.« Meine Erfahrung war hinter Marcuse, Reich und Freud zurückgeblieben.

Die Sexualität ist ein Haupt-Knackpunkt im Leben der Frauen. Sie spielt sich auf, auch wo sie keinen Sinn hat. Einen Sinn hat sie, wenn ich beabsichtige, einen Mann in mein Bett zu legen. Keinen Sinn hat sie, wenn ich Salat kaufe, einen Artikel in einer Redaktion loswerden will, mein Auto zur Werkstatt bringe oder Spaghetti vongole bestelle. Salat, Artikel, Auto und Nudeln stehen in keiner Beziehung zu meinem Unterleib.

Dennoch ist die Geschlechtszugehörigkeit die lauteste Information, die von einer Frau wahrgenommen wird. Die Information »weiblich« neigt dazu, die anderen Informationen oder das Besondere der jeweiligen Frau zu übertönen. Womit nicht gesagt ist, daß Männer und Frauen unentwegt an »das Eine« denken. Aber an was denkt dann der berühmte Mann auf der Straße, der einer Frau hinterher pfeiftruftschmatztschaut? An was die Sekretärin, die zum Diktat ein Lächeln anzieht? An was der Barkeeper, der mir zum Bier Charme spendiert und ich es ihm mit gleicher Münze heimzahle? (Plus der 3 Mark für's Bier). Nicht um Sexualität im direkten Sinn geht es dabei, aber um die Möglichkeit, das Versprechen, die Assoziationen, die an Mann und Frau kleben. Das nennt man - wenn es angenehm ist - Prickeln und - wenn unangenehm - Anmache.

Wie oft aber schrumpelt, was Erotik werden wollte, zu einem öden Spiel mit öden Regeln zusammen? Und wieviel Eigenschaften dösen eigentlich vor sich hin, wenn Prickeln und »Weiblichkeit«,angesagt ist? Selten bin ich korrupter, als wenn ich hinter einem Mann her bin. War das nicht ein wenig blöde, was der eben gesagt hat? Rutsche ich nicht gerade in Richtung Faszination für eine Alltäglichkeit? Macht nichts. Und schon lächel ich über Lust-Irritationen hinweg. Und schon schleiche ich um das Telefon. Und schon bin ich arbeitsunfähig. Und schon bin ich mehr an dem einen und dem Einen als an allem anderen interessiert. Und schon kann ich mich nicht mehr leiden.

Nach solchen Zeiten häufen sich Wunschträume von der absoluten Nebensächlichkeit von Sexualität. Einmal durch einen Tag - und durch die Nacht erst! - laufen und nicht Frau sein. Auch nicht Mann sein.

Grüß Gott, mein Name ist Kramer. Geschlecht. Oh, das hab ich heute nicht dabei.

Nach solchen Zeiten mache ich mir gewöhnlich jene Zeiten, in denen mir nichts fehlt, bis auf das eine, auf das es dann nicht ankommt.

Aber die Triebe, mahnen mich vitale Männer und aufgeklärte Frauen, die sind doch naturwüchsig. Und Sexualität ist doch so natürlich wie Essen und Trinken. ja, ja. bloß mit der Regelung der Bedürfnisse verhält es sich unterschiedlich. Wer zu viel ißt, platzt. Beides kommt bei unterlassenem Geschlechtsverkehr nicht vor. Da lügen die Metaphern.

Wer enthaltsam ist, der übt Sexualität nicht. Aus. Wer enthaltsam ist, der hält die Sexualität nicht aus, die Lust machen soll. Wenn die Lust nicht will, wie sie soll, kann sie ja auch gleich das Maul halten. Die schweigende Lust verweigert in der Wahlnacht ihr Kreuzchen. Sie fühlt sich ungenügend repräsentiert.

Ich laufe durch die Straße. Ich komme an einer Peep-Show vorbei, die wegen der weiblichen Menschenwürde nun Sex-Life-Show heißt. An einem Zeitungskiosk hängen 58 nackte Brüste. Eine Frau vor mir übt den Bin-ich-nicht-sexy-Gang. Noch so allein? fragt eine Stimme. Ich mache ein brummiges Gesicht, und daß ich weg komme.

Ich leide unter der Fähigkeit, zwischen draußen und drinnen, zwischen öffentlich und privat nicht trennen zu können. Meine Wut, mein Haß und meine Ohnmacht über die Behandlung von Frauen hier und sonstwozulande kann ich weder still für mich behalten noch um der Liebe willen verdrängen. Das Gefühl für die Wechselwirkung von Politik und Privatem ist in allen anderen Bereichen nützlich, gefragt und lobenswert. Einem auf Dauer befriedigenden Sexualleben steht es verdammt im Wege.

Ich erinnere mich an die ersten Filme der heranschwappenden Sex-Welle. Die Mädchen in den Filmen zogen sich aus. Die Mädchen in den Filmen zogen sich nur noch aus. Die Mädchen in den Filmen stimmten so kichernd ihrer Lächerlichkeit zu, daß es mir im Dunkeln peinlich wurde. Wenn ich mit einem Mann im Kino war, dachte ich: wenn ich er wäre, würde ich Frauen dafür verachten, daß sie ihrer eigenen Demütigung zustimmen. An dem Verhalten von Männern in Kneipen und auf der Straße, an ihren Witzen und ihren Büchern merkte ich, daß Männer so dachten, wie ich dachte, daß ich denken würde, wenn ich ein Mann wäre. Die Zeiten und die Filme haben sich ein wenig verändert. Aber noch heute habe ich Beklemmungen, wenn mir im Kino, zum Beispiel, vorgeführt wird, wie wild »sie« drauf aus ist, »aufs Kreuz gelegt zu werden«.

Was hat die Filmfrau mit mir zu tun? Persönlich nichts und kulturell eine ganze Menge. Ich muß meine Lust gegen ihre großmäulige Lust abgrenzen. Ich muß meine Unlust gegen Begriffe wie Prüderie und Verklemmtheit verteidigen. Ich muß meine Lust gegen ein tief sitzendes - und zuweilen bestätigtes - Mißtrauen hinsichtlich Männer-Lüsten aufrecht erhalten. Soviel Anstrengung übersteht meine Lust nicht unbeschadet.

Sinnlichkeit, Erotik und Sexualität haben für mich etwas mit Freiheit zu tun. Und Freiheit etwas mit Lebensbedingungen. Wie eigentlich kriegt man das hin: im Alltag auf Schranken zu stoßen, Gewalt zu erleben, sich gegen Diffamierung und gegen die eigene Bescheidenheit zu wehren, aber in der Sexualität, da bleiben die ganzen Beschädigungen hübsch außen vor und die Sinnlichkeit hat Platz? Wie schafft die Sinnlichkeit das, ohne blind zu werden? Und ist Sinnlichkeit aufteilbar? Und ist Sinnlichkeit nur eine Frage der Körper?

Sicher, es gibt Zeiten, da setzt sich meine Lust gegen den größeren Rest der Welt durch. Dazu braucht sie Unterstützung vom kleineren Rest der Welt. Wenn ich selbst und bewußt handle, wenn ich als Subjekt wahrgenommen werde, wenn ich nicht von dem einen abstrahieren muß, um das andere genießen zu können, dann ist meine Lut da, je nach dem oder der stärker oder schwächer. Wenn ich an einem Tag drei Meldungen über Vergewaltigungen, zwei Berichte über Kinderprostitution, einen Sensationsartikel über Frauentotschlag wegen verletzter Männerehre lese und ein 13jähriger mich in der U-Bahn als »Blöde Fotze« bezeichnet, erfriert meine Lust. Und kein Herzallerliebster kann mit seiner Zärtlichkeit die gesellschaftliche Notzucht vergessen machen.

Enthaltsamkeit aus Überdruß. Enthaltsamkeit aus Mangel an besserer Gelegenheit für meine Lust. Da war doch noch was. Wer enthaltsam ist, enthält sich was. Einer Enttäuschung. Einer Erfahrung. Wer enthaltsam ist, der übt Sexualität nicht ein.

Es war einmal ein Mann. Der ging vor mir auf der Straße und hatte einen schönen Hintern und schöne Haare. Als er sieh umdrehte, hatte er auch noch herrliche dunkle Augen und einen Mund, den ich unbedingt berühren mußte. Also sprach ich den Mann an und sagte ihm, daß ich ihn, weil er mir so gut gefiele, jetzt mit nach Hause nehmen müßte. Der Mann war verlegen, aber er ließ es sich gefallen.

Das ist ein Märchen und deshalb nicht wahr. Das Märchen heißt: Wie ich meine Lust ohne Umwege an den Mann bringe. Das Märchen findet seinen Weg zur Realität nicht, weil ich es nicht fertigbringe, einen Mann zum Objekt zu machen. Das meine 1~h nicht machtbesessen oder sexistisch, sondern grammatikalisch: ich begehre ihn. Nun begehre ich zwar des öfteren.- Aber dieses Gefühl zaudert, macht Umwege, kriegt Angst, flüchtet und schaut letztlich als das heraus, zu dem es - bei Frauen - erzogen wurde: begehre mich.

Die weibliche (sexuelle) Begierde ist beschnitten, ihr fehlt die Geschichte und die Ermutigung. Junge Mädchen sagen noch heute auf die Frage nach dem ersten Kuß: Ich wurde mit 14 oder 15 zum ersten Mal geküßt. »Der letzte Beischlaf meines Mannes mit mir war vor drei Monaten. Mein letzter mit ihm vor einem Jahr.« Aus einer Scheidungsakte.

Das Bewußtsein, das sich über die gewöhnliche Passivität ärgert, gibt den Sinnen noch keine zwanzig Hände, um zuzupacken und dem Wunsch noch nicht die Muskeln, um sich durchzusetzen. Da sind nicht zuletzt auch die begehrten Objekte vor, die sich gegen den - ihrerseits nun nicht erlernten - neuen »Status« wehren. Wenn das Objekt sich drückt, wenn es mir keine Zeit lassen kann, es zu »nehmen«, weil es sich nicht traut, sich »hinzugeben«, wird mein Zugriff zaghaft, meine Lust genierlich, mein Verhalten kindlich und das Klischee hat wieder gewonnen.

jeder Triumph des Klischees ist aber ein Groß-Angriff auf meinen sexuellen Stolz. Weil er die Unterlegenheit meiner Wünsche betont. Weil er die Überlegenheit der eingespielten sexuelle Verhaltensweisen bestätigt. Weil ich, wenn ich einen Mann von der Objekt-Rolle verschone, gleichzeitig auch wieder seine alleinige Subjektrolle anerkenne. Die Sexualität, die dabei herauskommt, ist dementsprechend. An die Klischees gewöhnt, kann sie Spaß machen. Allerdings mit dem Beigeschmack des Faden, Flüchtigen und Beliebigen, den der Spaß - im Gegensatz zur Lust - hinter sich her zieht. Mache ich diese Erfahrungen mehrmals, enthalte ich mich der nächsten. Das ist kurzfristig kein Verlust.

Und dann? Was macht ein Wunsch ohne Praxis? Er wird arbeitslos. Er kann nicht mehr daran arbeiten, zu wachsen, zu suchen und sich durchzusetzen. Realisieren, wie stolpernd auch immer, kann er sich nur am Objekt seiner Begierde. Wo sich ein Wunsch emanzipieren will, da hilft keine Enthaltsamkeit.

Konkret-Sexualität 1984, S 21

Volkmar Sigusch

Unser Fetisch Liebe

Als Gunter Schmidt und ich noch ordentliche empirische Sexualforscher waren, haben wir auch 600 Schüler und Schülerinnen interviewt. Das war 1970. Die Resultate wurden drei Jahre später unter dem Titel »Jugendsexualität« im Ferdinand Enke Verlag dokumentiert. Sie verfolgen mich bis heute. Einerseits klopfen mir seither zentrale Mediziner auf die Schulter, weil sie endlich aus unserer Forschung ein Diapositiv für ihre Hauptvorlesung anfertigen lassen können, weil sie jetzt ein Schema der soziosexuellen Entwicklung in der Hand halten - wie es ihnen für die Reflexverhältnisse beim Säugling oder die körperlichen Zeichen der Pubertät selbstverständlich ist. Auf der anderen Seite mache ich mir erst heute einen allgemeinen Vers auf die Mitteilungen der Jugendlichen, die wir damals durchaus äquivok zu Tabellen haben gerinnen lassen.

Tatsächlich fiel zuallererst - und daran hat sich überhaupt nichts geändert - die enorme Standardisierung des Sexualverhaltens auf. Jungen ebenso wie Mädchen beginnen ihre äußere Annäherung an das andere Geschlecht mit Verabredungen, danach kommt es zum ersten Kuß. Dann gehen sie eine feste Freundschaft ein und verlieben sich fast gleichzeitig. Anschließend kommt es zum ersten Berühren der Brust, darauf zum Berühren der Genitalien des Mädchens, dann berührt das Mädchen die Genitalien des Jungen, und schließlich findet der erste Beischlaf statt. Erst danach kommt es zu Reizungen der Genitalien mit dem Mund. Diese Abfolge ist ebenso starr wie meine Schilderung. Auch der Zeitpunkt, zu dem die jeweilige Stufe erreicht wird, ist festgelegt. So hatte sich damals das »durchschnittliche« Mädchen vor dem 14. Geburtstag schon einmal mit einem Jungen verabredet, vor dem 15. Geburtstag hatte es dann geküßt, vor dem 16. war es schon einmal fest befreundet und verliebt gewesen usw. usf.

Der Sog ist so groß, daß viele von denen, die die jeweilige Stufe noch nicht erreicht haben, beunruhigt sind, sich als unglücklich bezeichnen, unter Zeitdruck stehen, Angst davor haben, von anderen ausgelacht zu werden. Ebensowenig wie moralische Bedenken wird ein persönliches Desinteresse an sexueller Betätigung dem Sog entgegengestellt. Die wenigen Nonkonformen sehen sich letztlich als eine Nachhut, die die scheinbar individuell gewählte Situation als eine des Übergangs bald verlassen wird. Wie die Konventionen nicht mehr durch subjektive Aneignung gerechtfertigt werden, so auch nicht die scheinbare Opposition. Umzingelt von den bereitgestellten Stufenleitern und den angedienten Handgriffen enthüllt sich jene Überzeugung aufs neue als Fiktion, nach der die sexuellen und affektiven Regungen uns ganz persönlich gehörten, unserer individuellen Wahl und Wertung unterlägen, unverwechselbar seien, auf keine Äquivalenz zu bringen.

Nun könnte eingewandt werden, solche Daten blieben dem Problem der Verdinglichung gerade deshalb äußerlich, weil sie selber Äußerliches erfassen. Wird aber nicht nur auf die Vollzüge, sondern auch auf das Leben in einer Freundschaft, auf die Gefühle und Wertvorstellungen, auf die Wünsche und Hoffnungen im Umkreis des Sexuellen geschaut, dann geht es im allgemeinen ebenso formelhaft zu. Es ist, als hätte jemand den jugendlichen einen Leisten gegeben, über den sie ihre sexuelle Gegenwart wie ihre Zukunft schlagen können. Auf den ersten Blick scheint der herrschende Maßstab fair, still, bieder und tumb zu sein. Es geht um Liebe und Treue, Ehe und Familie. Doch der Schein trügt. Die sauberen Vorstellungen sind modernisiert, die durchgedrungene Warenstruktur hat dem Sexualleben ihren Stempel aufgedrückt. Keine Zärtlichkeit ohne Hintergedanken, keine Verliebtheit ohne Verschlingen, keine Freundschaft ohne Verbrauchen, kein Sichschönmachen ohne Reklame, keine Hingabe ohne Besitzenwollen, kein Glücklichsein, ohne es hinauszuschrein.

Als zentraler Wert bestimmt Liebe über das Geschehen. Wer sie hat, ist zu allem berechtigt. Sie ist die Moral schlechthin. Ihr Herkommen ist ebenso unklar wie ihre Stimmung irrational. Es geht zu, wie wenn Naturgesetze am Ruder wären. Hat sich Liebe einmal in ihr eigenes Recht gesetzt, findet sich die vordem beschworene Freizügigkeit im Unrecht wieder. jetzt wird Treue gefordert. Doch die Liebe ist fast so punktuell und kurzfristig und unzuverlässig wie der sexuelle Reiz. Geht sie wieder, darf der, der sie besaß, sein Gerede von dem ganzen Menschen und dem ganzen Leben mit ihr vergessen. Durch solche Operationen gestattet sie es, Mitleid und Schande, Scham und Rücksichtnahme, selbst vorübergehenden Verzicht und gar den verzweifelten Kampf um eine gemeinsame Zukunft abzutun, als hänge all das an einem von Anfang an irgendwie äußerlich gebliebenen, jetzt ganz und gar fremd gewordenen Etwas, gegen dessen Eigenleben keiner etwas vermag. Von dieser Art zu lieben führt ein gerader Weg zu der Aufforderung normal empfindender TV-Passanten, chaotische Hausbesetzer totzuschlagen.

In der Mystifikation der Liebe produziert die Verdinglichung ihre eigene Verdeckung.

Dort, wo sie sich, wenn auch noch so vermittelt, durchsetzt, imponiert sie gerade als das Nichtverdinglichte schlechthin, als das intime, volle, persönliche Leben. In der Warenwelt scheint der eigentliche Kern der Sexualität, der von »persönlichsten« Gefühlen und Wertvorstellungen gebildet wird, dem Diktat der gesellschaftlichen Wertform entzogen zu sein. Das Verhältnis zu den Menschen und menschlichen Werten erscheint als eines der Unmittelbarkeit, die Herrschaft der »echten« Werte als ein Bollwerk gegen die Versachlichung. Doch dieser Schein ist es gerade, der das Sexuelle in die

Wertform zwingt. Das ist der spezifische Fetischcharakter des Sexuellen: Ungebundensein in der Bindung, Treulosigkeit in der Treue, Genußfeindschaft im Genuß, Menschenverachtung in Liebe. Das macht das Sexuelle zur Sexualität.

Warencharakter haben die sexuellen Werte dadurch, daß sie aufgebraucht werden und Gefühle an sich heften, ohne daß ihre spezifischen Eigenschaften und ihr Bezug zum Ganzen vom »Besitzer« durchschaut würden. Die Mysterien von Privatheit, Innerlichkeit, Intimität, Spontaneität und Rausch sind von außen eingespritzt. Ihr Ausdruck ist Imitation, ihre Bewegung Als-ob-Aktivität, ihre Vollendung Barbarei. Die Affekte, die sich an die Werte heften, erzeugen den Schein des Unmittelbaren. Doch die beziehungsvolle Beziehungslosigkeit zum Liebes- und Sexualobjekt widerruft ihn. Die Beziehungslosigkeit basiert auf dem Fetischcharakter der Werte. Eigen scheint den Liebenden nur noch das Entfremdete, Abstrakte zu sein. Ihrer Spontaneität werden sie gerade dort vollends beraubt, wo sie in ihr aufgegangen zu sein scheinen. Die Preisgabe fällt mit dem Betrug zusammen. Ihre größte Verinnerlichung ist ihre größte Veräußerlichung. Um so romantischer geht es zu.

Klagen über den Verfall der guten Sitten und der großen Liebe sind sinnlos. Auch, weil es beides in der Wirklichkeit nicht gegeben hat. Suspekt ist nicht das Abweichende, sondern die Beteuerung, es sei doch ganz üblich. Wie der Fetisch Liebe seinen Wert aus seinem Wesen selber schöpft, nimmt ihn die Verliebtheit aus der Raserei der Affekte. Scheinen sich die Sexualformen durch Pseudoaktivität und allerlei Schauspiel zu verlebendigen, maskiert der geschichtslose Reiz seine Verdinglichung durch Buntscheckigkeit und sonstige Überraschungen. Die linksliberale Parole der paraphilen Äußerung aber heißt: nonkonform und subversiv. Wenn es schon in den konfektionierten Sphären des Sexuellen keinen Rausch gibt, dann wird er hier versprochen.

Mehr oder weniger verdrossen erinnern unser Pathos der Liebe und die Allgemeinheit des Reizes daran, daß die Bourgeoisie die Idee der freien, gleichen, individuellen Geschlechtsliebe in die Welt gesetzt hat. Das heutige Beziehungselend beweist: an der Idee wird festgehalten. Sonst gäbe es dort schon lange jenen seelischen Stillstand, jene ästhetische Abstraktion der Sinnlichkeit, die für die reizvolle Welt der Ware kennzeichnend ist. Menschen imitieren in ihren sexuellen und Liebesbeziehungen den gesellschaftlichen Tauschakt, weil sie bis auf die Grundelemente des Triebes herunterparzelliert sind, weil ihnen ihre individuellen Eigenschaften herausgerissen und verwertet worden sind. So macht bei den nach innen Getriebenen die Kunst des Liebens Furore. Da ihnen nichts anderes geblieben ist - und das auch nicht wirklich - , müssen ihre Gefühle her. Und das geht dem Egoismus entlang. Der Raubbau mit den Emotionen ist in der Warenwelt vorgezeichnet und mittlerweile seelenökonomisch unabwendbar: manisch oder abgestumpft oder depressiv.

Gesucht wird eine in sich harmonische Möglichkeit des Sexuellen. Mal wird die Ehe getadelt, mal gelobt, mal wird die Lebensgemeinschaft belächelt, mal bewundert, mal wird das Abnorme ausgeräuchert, mal das Normale. Die Parolen sind uns geläufig: Liberalität, Sicherheit, Lust und Verantwortung. Alle verkennen: daß die sexuellen Erscheinungen und Formen eine Einheit bilden, von der großen Liebe der Einen bis zum perversen Triebdurchbruch der Anderen.

Wo das Individuellste dinghafter Entfremdung verfällt, wo es so widersprüchlich, ambivalent, egoistisch und gnadenlos zugeht, wird man nicht nur auf die Kurzlebigkeit und das Versagen solcher Mystifikationen wie der der Liebe gefaßt sein müssen, sondern auch auf ihre Substitution. In intellektuellen Unterschichten und solchen, die am Rande liegen, ist man schon lange so erprobt und abgeklärt, daß die sexuellen Existenzialien nicht als äquivalenzlose Eingebungen des Heiligen Anton genommen werden, vielmehr als von dieser Welt. Dort ist man auf einiges gefaßt und hat manches erprobt: Gemeinschaftspraxis, Bisexualität, lockere Onanie, Beißen und phantastisch Vergewaltigen, Jimmy, Crusing und Peeping, Alleinsein und Von-Verliebtheit-zu-Verliebtheit-Taumeln.

Geblieben sind der rumorende Stau der Gefühle, die falbe Kürze der Befriedigung, die stille Sehnsucht nach dem Glück und als roter Faden all dessen: die Beziehungskiste. Beziehung und Kiste, das klingt nicht nach autochthonem Sprudeln ganz persönlicher Regungen, nach metaphysischer Erleuchtung, das klingt nach vergegenständlichten Verhältnissen, benutzt ein Ding dazu, um etwas Lebendiges zu benennen. Eine Kiste, die im Weg ist, kann man wegwerfen, zerschlagen, verbrennen. Beziehungen aber, wie verdinglicht auch immer, sind noch als Substitute, die im Fetisch Liebe bereits als der eigentliche Zweck durchschimmerten, phantastisch und leibhaft, sie liegen in Magen und Kopf, spürbarer, beständiger als Rhein Main Startbahn West.

Die Einheit der sexuellen Sphären ist die des ungelösten Widerspruchs. Deshalb ist keine in sich harmonische Möglichkeit des Sexuellen zu erkennen. Weil die zusammenzudenkenden Sphären im allgemeinen getrennt sind, läßt jede für sich Möglichkeiten erahnen, die eine eher still, die andere durch Schock. Anzusetzen aber ist nicht an der Linie des geringsten Widerstands, also am individuellen Erleben, sondern an den objektiven Widersprüchen im Innern des Objektiven selber. Denn das Ganze ist in sich widersprüchlich und bewegt sich nicht anders. Darum vermag der Schein das Wesen nicht immer und ganz und gar abzublenden, sondern erinnert auch immer wieder daran, wenngleich von Ferne und in Zwangsgestalt.

Die Formen, in denen sich das Sexualleben bewegt, sind nicht nur Lug und Trug. Sie sind von großer pragmatischer Bedeutung, weil alltäglich real und lebenserhaltend. Unsere Liebe ist nicht nur ein Fetisch, der verkehrt und maskiert, sie

ist auch ein allgemeines Erfordernis in der gesellschaftlichen Kälte, Distanz, Leere und Abstraktion. Wo denn sonst könnten wir uns verstanden, geborgen und nahe fühlen, wenn nicht in unseren Liebesbeziehungen? Ist dem Sexuellen sozial und seelisch die Funktion zugewiesen, gesellschaftliche Leere zu überbrücken, Lücken auszufüllen, Sinn vorzutäuschen, Lebendigkeit einzublasen, die Menschen überhaupt noch etwas Menschliches spüren zu lassen, so tut es eben dies alles.

In der Emphase der Partnerschaft, im Lob aufs Paar hallen die Ideologien von der Sozialpartnerschaft, von der Tarifautonomie wider. Sie enthüllen aber zugleich die Ohnmacht und Depravation, die die Menschen im gesellschaftlichen Leben dazu bringen, sich mit ihren Produkten zu identifizieren. jeder ahnt, daß Paarbildung, in welcher Form auch immer, keinen sicheren Unterschlupf garantiert. Um so verbissener und verzweifelter wird es versucht. Der Fetisch Liebe befestigt nicht nur die Einheit des Scheins, weil Barrieren gegen das Auseinanderfallen in widerborstige Lustmomente errichtet werden müssen. Er gründet auch auf anderen Widersprüchen, die sich zeigen, wenn das zerstört wird, woran sich alles zusammenfügte, wenn mit Haß quittiert wird, worum die Selbstaufgabe und das Fallenlassen nicht wußten.

Artikuliert sich der Widerstand wieder bei vielen über Gefühl und Leib, ist die Verdinglichung des Bewußtseins vorangekommen. Dann lassen die auf den Boden Gedrückten, die ins Geschlecht Getretenen die gesellschaftlichen Fetische zerbersten. Wie keiner ganz an die »Selbstheilungskräfte des freien Marktes« glaubt oder daran, er werde im Arbeitsleben »als Mensch« genommen, so glaubt keiner ganz, die sexuellen Schritte und Vollzüge, die Lust und die Liebe, die ihm befohlen sind, seien alles. Indem die gesellschaftliche Fetischisierung der Liebe die Idee der freien, gleichen, individuellen Geschlechtsliebe allgemein erledigt, setzt sie sie erneut in die Welt.

Oder kann es immer so weiter gehen? Die Nonne, die wir lieben, ist eine Hure und der Sorgenvolle ein Risiko auf dem Strich. Beides müssen sie sein, beides sollen sie tun. Sehr viel weiter reichen unsere Wünsche augenblicklich nicht.

Konkret-Sexualität 1984, S 24

Peter O. Chotjewitz

Manche Leidenschaften verdanken sich der Leere

Entwurf zu einem Roman über die Lieben des Fabian Dopplicher

Es ist eine jener trivialen Ehegeschichen, die seit jeher den literarischen Markt überschwemmen und, wenn überhaupt, nur durch sprachliches Wirken und Walken sowie grundsätzliche Erwägungen des Autors über das Wesen des Menschlichen auf jene Kulturstufe gehoben werden, wo das Zusammentreffen von Literatur und Wirklichkeit denkbar ist.

Ich denke an Jakob Wassermann und seinen Roman »Der Fall Maurizius«. Das Buch enthält einige lesenswerte Passagen über das Wesen des alternden Mannes, der im Beruf einigen Erfolg hatte, über die Einstellung eines wilhelminischen Staatsanwalts zum Ehebruch, über das Recht des Mannes, seine ungetreue Ehefrau zu verstoßen, das heißt, eine Ehegeschichte, von der Mann nur träumen kann, schließlich die amourösen Verstrickungen einiger junger Leute aus der intellektuellen Szene vor 1914, von denen zweie ihr Leben in Freiheit ruinieren, einer unschuldig im Zuchthaus landet und eine ermordet wird. Konsequenterweise führt der Roman zum Wahnsinn des Barons.

Aus diesem Buch könnte man zitieren. Es ist kaum noch bekannt. Zum Beispiel dies: »Ihr Frauen habt neuerdings einen Appell, auf den wir nicht eingerichtet sind. Es sind da Differenzierungen, zu denen ihr gelangt, weil ihr Zeit habt, sehr viel Zeit, und nichts wißt von dem kaiserlichen Muß und Soll. Bedenke, daß heute fast jeder Mann, der sich den Fünfzigern nähert, in seiner Lebensidee gebrochen ist. Ich bin leider keine Ausnahme von der Regel.«

Nun zu meiner Geschichte, in der allerdings vorwiegend der Mann Ehebruch begeht.

Ein Mann, Mitte vierzig, nennen wir ihn Fabian Dopplicher, hat Eheprobleme - seine Frau, Mutter zweier fast erwachsener Kinder, ihr Vorname sei Hilde, ebenfalls, was an sich logisch zu sein scheint. Eine Ehe, in der nur ein Partner Eheprobleme hat, ist schwer vorstellbar.

Um der berechtigten Frage auszuweichen, wie die zwei ihren langjährigen Ehekrieg und den beruflichen Alltag unter einen Hut bringen, ernenne ich beide zu freiberuflichen Autoren. Solche Leute haben, wie man weiß, ziemlich viel Zeit, sich mit ihrem Innenleben zu beschäftigen, durchleiden die Einflüsse der Zeit höher und tiefer als andere Menschen, Stichwort: Der Künstler als Seismograph, und schreiben auch noch drüber.

Der letzte eheliche Verkehr hat vor etwa einem Jahr stattgefunden, das ist für den weiteren Verlauf wichtig und gibt mindestens ein Kapitel, das sich über einen Zeitraum von mehreren Jahren erstreckt. Sie will immer dann, wenn er gerade nicht will, was allerdings selten geschieht, so daß sie jedes Mal bei ihm offene Türen einrennt, was den Eindruck erweckt, die Initiative sei immer von ihm ausgegangen, während sie immer gerade dann nicht will, wenn er will.

Er wirkt nicht ohne Hintertücke in dieser Übergangsphase: »Wenn hier im Bett nichts mehr läuft, dann muß ich mir halt eine Freundin anschaffen.« Sie nicht ohne Bissigkeit dawider: »Wenn Du mit Deinen sexuellen Problemen nicht fertig wirst, mußt Du Dir eben einen runterholen.« Er befolgt ihren Rat reichlich, aber im Roman wird das nur dezent angedeutet, sonst schreibt Jürgen Bartsch, dessen Frau auch Hilde heißt, jedenfalls einem seiner Gedichte zufolge, noch eine Parodie über mich, in der ich als Masturbant auftrete.

Gerade solche Geschichten leben von der Sprache. Was man liest, ist bekannt. Aber kenntlich wird es erst in der literarischen Verfremdung, in der Intensität des Blicks, wie ein bekannter Literaturkritiker kürzlich sagte, aber ich verrate nicht, bis wohin das Zitat geht, um ihn nicht zu blamieren. So scharfzüngig durchbohrt jedenfalls, mit Witz und Leidenschaft gleichermaßen zubereitet, muß die Geschichte sein, daß wir uns noch im Lesen (wo eigentlich sonst, lieber Herr?) auf peinvolle Weise erkannt, entlarvt, fast nackt fühlen. Ein Buch, das man nur an warmen Tagen und in südlichen Breiten lesen sollte.

Kurz und gut: Sie verweigert sich ihm immer häufiger, sagt lakonisch »ändere erst mal Dein Verhalten zu mir«, der Beischlaf, zur ehelichen Pflichtübung verkümmert, löst Übelkeit aus bei ihr, von Kür ist schon seit Jahren nicht mehr die Rede, und in ihm verstärkt sich von Mal zu Mal das ganz starke Gefühl, ein Reisigbündel zu umarmen.

Den endgültigen Abbruch der sexuellen Beziehungen verlege ich in ein Hotel an der deutsch-niederländischen Grenze, der niederrheinischen Landschaft wegen. Ein guter Roman braucht empfindsame Landschaftsbeschreibungen. Die weite Ebene verschwimmt im Dunst, Land und Himmel gehen ineinander über, kein Horizont ist zu sehen, was man auch metaphorisch verstehen kann. Die Blätter faulen, auf den Sandsteinplatten ist es glitschig, und ein beharrlicher Nieselregen sorgt für angenehme Stimmung. Sie weint leise, er schnauzt halblaut, die Gäste im Frühstückszimmer blicken bestürzt und halten sich bei den Händen, weil Unglück ansteckend ist.

Schließlich springt er auf, tut so, als wollte er sie einfach sitzen lassen, setzt sich ins Auto, wartet dann aber doch. So wie bisher ging es nicht weiter. Dann schon lieber gar nicht mehr. Etwa ein Jahr lang bettelt er noch gelegentlich um Liebe, wie man sich in Altehen Eselsbrücken zu bauen pflegt, und legt schließlich den heiligen Schwur ab, ihr nie wieder zu Gefallen

zu sein, und wenn sie ihn hundertmal drum bitten sollte. Vier Jahre später, gegen Ende des Buches, wird sie allerdings nur zwei- oder dreimal drum zu bitten brauchen.

Ein Jahr nach Holland trifft er eines Tages eine alte Bekannte, zu der er sich schon lange hingezogen fühlte. Dieser Erzählstrang beginnt in der Vergangenheit, etwa zehn Jahre zuvor, aber die Rückblende ist beim derzeitigen Stand der literarischen Technik kein Problem mehr. Irgendwo in einem Atelier findet eine Silvesterfeier statt. Der Vater des Mädchens hantiert mit Feuerwerkskörpern und verbrennt sich die Hand, Dopplicher zeigt ihm, wie man es macht. Der Mann ist Amerikaner und kann die Aufschrift nicht lesen. Dopplicher verbrennt sich ebenfalls die Hand, so kommen nicht nur die Männer sich näher, denn die Tochter des Amerikaners muß die beiden verbinden.

Die erste Annäherung damals könnte sich dementsprechend vor der Hausapotheke abspielen, die sich in den meisten Häusern im Schlafzimmer befindet. Im Gegensatz zu der Masturbationspassage wäre hier »Detailfanatismus« am Platz, »dessen Wörtlichkeit«, einem on dit des o.g. Literaturkritikers zufolge, »zwar nicht einklagbar ist, der als Text aber wohl die Wirklichkeit einklagt«, denn zu diesem Zeitpunkt ereignet sich zwischen den beiden rein gar nichts. Da kann man zwar einklagen, aber nicht vollstrecken. Über Nomi, dies der Name der Frau, wie gesagt zehn Jahre später, nur soviel: Sie ist Psychologin (warum, werden wir gleich erfahren) in einer Großstadt ansässig, finanziell unabhängig, interessiert an Literatur, Kunst, Musik, Film, Theater und verkehrt in den Kreisen, die man früher Bohème zu nennen pflegte. Also ein Typ wie geschaffen für einen Gegenwartsroman.

Außerdem praktisch: Kein radikaler Wechsel des sozialen Ambiente. Dopplicher ist ein bekannter Mann, und in der Szene weiß man, daß er verheiratet ist. Er zeigt sich mit Nomi in aller Öffentlichkeit und genießt das prickelnde Gefühl: Dopplicher hat eine Geliebte.

Auch Großstadt ist günstig. Hilde gegenüber kann er berufliche Verpflichtungen vortäuschen. Seit die Ehe in ihre kritische Phase getreten ist, beschäftigt sie sich viel mit Psychologie. Will sogar eine Analyse machen. Dank Nomi kann Dopplicher mithalten, wenn Hilde am Frühstückstisch zum vulgärpsychologischen Privatissimum ansetzt. Ein paarmal wagt er sich zu weit vor, was Hilde zu der Frage provoziert: Was verstehst Du denn schon davon. Oder. Hast Du mit jemand darüber gesprochen?

Am besten gefällt ihm Nomis Wohnung im zweiten Hinterhof Altbau. Ein Zimmer mit Küche, Außentoilette und Duschkabine mit Absaugpumpe. Durch das Fenster in der Ecke fällt kaum Licht, und das Treppenhaus ist meistens verdreckt. Das Klo, das von zwei türkischen Junggesellen mitbenutzt wird, stinkt auffallend nach Pisse. Das alles erinnert ihn an seine ersten Ehejahre mit Hilde.

Vor Der hält er die Liebschaft geheim. Mit Nomi verbindet ihn ein kompliziertes Nachrichtensystem. Postkarte ohne Text und Absender bedeutet: Bitte um Rückruf. Ihre Telefonnummern lernt er auswendig, um keine Spuren zu hinterlassen. Will sie anrufen, so muß sie sich als Sekretärin eines Unternehmens ausgeben, das Dopplicher Wertpapiere, Orientteppiche oder Grundstücke in den Sümpfen von Florida andrehen will. Die Nachrichtenmittel sind ständig zu wechseln, um keinen Verdacht zu erwecken. Über die Pannen, die sich dabei ergeben, könnte ich seitenlang berichten.

Gleichzeitig spürt Dopplicher einen gewissen Drang, sich Hilde mitzuteilen. Erzählt von seinen Erlebnissen in der großen Stadt, da müßte sie eigentlich draufkommen, daß er dieses Lokal, jene Fete, dieses New-wave-Café, jene Punk-Disco um Mitternacht wohl kaum alleine besucht haben wird und außerdem: Wieso eigentlich hat er plötzlich so viel in dieser Stadt zu tun?

Um der Suche etwas nachzuhelfen, besucht er Leute, von denen er weiß, daß sie nichts für sich behalten können, und nimmt Nomi mit. Er schreibt Erzählungen, die von Männern seines Alters und seines Typs handeln, die ein Verhältnis haben, und gibt sie Hilde zu lesen. Immer wieder betont er, wie vernünftig es gewesen sei, die sexuellen Beziehungen total zu beenden. Hilde merkt weiterhin nichts.

Schließlich schreibt er sogar einen Roman Der Held sieht aus wie Dopplicher. Nomi beschreibt er so, wie er sie sieht. Modebetont, hervorragend geschminkt, exotischer Typ mit neapolitanischen Augenbrauen, langes, rabenschwarzes Haar, ein Eidechsengesicht wie die Thurn und Taxis in Feuchtwangers »Jud Süß«. Auch sonst schildert er sie wirklichkeitsnah: Viel Erfahrung mit Männern, atemberaubende Liebhaberin. Angelt sich auch schon mal mit einer Freundin gemeinsam einen Kerl oder geht mit zwei Männern ins Bett, wenn ihr danach zumute ist.

Die Verleger lehnen das Werk rundum ab. Die Figur der Geliebten sei total unglaubwürdig. Entweder sexuell zügelloser Vamp und Salonkokotte oder musisch angehauchte Intellektuelle mit seriösem Hauptberuf in einem humanbezogenen Gewerbe. Entweder extravagant gekleidet oder engagierte Psychotherapeutin. Da muß der Autor sich schon entscheiden.

Kritisiert wird auch die männliche Hauptfigur. Das sei doch wohl mehr ein dumpfer Chauvi mit entwickelter Fähigkeit, persönliche Probleme zu verdrängen, als ein undogmatischer Linker, und im übrigen: Mätressen und Konkubinen sind out. Der moderne Mann lebt in einer offenen Zweierbeziehung, kommt nachts um drei heim, nimmt sich nicht die Zeit, Hut und Mantel abzulegen und sagt beiläufig, während seine Frau im Halbschlaf gähnt: Ach, Du, wir haben uns doch versprochen,

immer alles zu sagen. Also, ich ab da gestern mit dieser Nomi. Ich weiß nicht, ob Du Dich an die noch erinnerst. Du weißt doch, mit deren Vater ich mir mal die Finger verbrannt habe.

An dieser Stelle angekommen, stehen gleich mehrere Zitate aus dem Wassermann zur Verfügung.

Entweder:

»Manche Leidenschaft verdankt ihre Entstehung nur der Furcht vor der Leere. Das sind die gefährlichsten.«

Oder:

»Männer wie ich, so bedenkt ihm nun, wo in der Kälte stundenlanger Kritik das fließende Leben zu durchsichtigem Eis geworden ist, solche Männer haben keinen Wesenskern. Sie sind in einer unheilvollen Weise unheilvoll einsiedlerisch und selbstisch, auf sich und ihr Schicksal beschränkt- Gefäß, dem die Frau erst Inhalt gibt, vielleicht auch die Seele, jedenfalls die Bestimmung und die Bewegung. Möglich, daß wir nur deshalb als ihre Opfer hinsinken, weil wir so narzißhaft in uns beruhen, und was ist denn das Narzißhafte? Etwas Körperloses im Grunde und dafür, daß sie das Bild umarmen wollen, weil kein Menschenkörper da ist, dafür lassen wir sie büßen und machen sie verantwortlich bis zum jüngsten Tag.«

Dieses Büßenlassen empfindet Hilde als unbestimmbare Gefahr. Dopplichers Verhalten pendelt zwischen heftiger Aggressivität, Boshaftigkeit, stupider Gleichgültigkeit und altherrenhafter Abgeklärtheit. Dann wieder ist er galant und liebevoll. Heute weitschweifende Pläne für die Zeit, wenn die Kinder erst aus dem Hause sind, morgen schroffe Ablehnung jeder denkbaren gemeinsamen Zukunft: Wenn das hier so weitergeht, packe ich meine Schreibmaschine und Du siehst mich nie wieder. Peinlich berührt erinnert sich Dopplicher eines Tages, daß genau dieser Satz seit mindestens zehn Jahren zu seinem Vokabular gehört.

Inwieweit Nomi seine Stimmungen unbewußt beeinflußt, sollte Gegenstand ausführlicher Reflexionen sein. Sie hat in letzter Zeit den Plan, mit ihm einen Dachboden auszubauen und ein Kind zu zeugen, aber das schreckt ihn auch irgendwie, obgleich sie nur 19 Jahre jünger ist als er. Auch hier genug Material also. Kapitelüberschrift: Die rätselhaften Frauen. Hypothese: Frauen haben eine ungeahnte Fähigkeit, bestimmte Dinge zu erahnen, wissen aber selten, was sie bedeuten. Bei Männern ist es umgekehrt. Sie kennen zwar viele Bedeutungen, ahnen aber nicht, wovon.

Um die Zeit bis zur Behebung ihrer Beziehungsproblematik zu überbrücken, schlägt Hilde eine Gesprächstherapie bei einem ärztlichen Psychotherapeuten vor. Dopplicher zögert, muß aber mitmachen. Einerseits des Ehefriedens wegen, andererseits, weil die Sache viel Material für den Roman verspricht. Der Ehekrieg findet jetzt zweimal die Woche als Spiel mit strengen Regeln statt. Man darf sich zwar alles sagen, aber immer schön artig. Aufmerksam notieren beide Sparringspartner vermeintliche Punktgewinne in den Augen des Unparteiischen.

Die Methoden der Reinigung des sündhaften Menschen erinnern Dopplicher einerseits an katholische Beichte, andererseits an Schauprozeß. Leider fast ohne Publikum. Er beschließt, den Vergleich durch Recherchen abzustützen. Überlegt, daß eheliche Streitigkeiten sich für öffentliche Aufführungen eignen würden. Wegen des hohen Wiedererkennungswerts der Inszenierung am bestem im großen Haus.

Am Rande ergibt sich, daß derartige Sitzungen in keinem Roman fehlen dürfen, der eine Vorgeschichte hat. Da die Kontrahenten gezwungen sind, fortgesetzt in ihrer Vergangenheit herumzukramen, ist die Therapie das geeignete Stilmittel, verschiedene Zeitschichten quasi per Zoom auf die Gegenwartsebene zu hieven. Eine Weile erwägt Dopplicher, sich voll einzubringen und die Geschichte mit Nomi zu beichten, findet dann aber, er dürfe es den beiden nicht zu einfach machen. Ein Wort über Nomi und sie glauben glatt, die gesamte Ursache gefunden zu haben.

Nach zwei Jahren erfährt Ehepaar Dopplicher zufällig, daß ihr Therapeut ebenfalls Ehesorgen hat. Seine Frau hat einen Liebhaber und fühlt sich von ihrem Mann übervorteilt, da dieser kein Verhältnis hat. Das schafft Schuldgefühle auf beiden Seiten. Möglicherweise er>eibt auch das ein Kapitel.

So oder so: die Übertragung ist damit gestört und der Therapeut erklärt sich außerstande, die Behandlung der Dopplichers fortzusetzen. Sie werden sich fortan auch darüber streiten, ob der Mensch ihnen die Wahrheit gesagt hat. Beide behaupten nun vehement, er habe die Behandlung nur abgebrochen, weil er das unerträgliche Gelaber des jeweils anderen nicht länger ertragen habe.

Etwa in der Mitte des Romans packt Herrn Dopplicher die Initiative. Er muß endlich los von Hilde. Behauptet, er arbeite an einem Theaterstück, das er nur in einer bestimmten Stadt schreiben könne. Des spiritus loci wegen. Die Macht der Gefühle ruht in den Ruinen, die längst ein Opfer des Paragraphen 7b Einkommenssteuergesetz, 82 a Einkommenssteuergesetzdurchführungsverordnung und ähnlicher Vorschriften geworden sind. Es geht um die Zerbombung einer Stadt im Zweiten Weltkrieg. Ulm zum Beispiel. Ein Beitrag zur Friedensbewegung. Die Wohnung, die er umsonst kriegen könne, gehörte einem Kollegen, der als artist in residence an der University of Houston, Texas, gastierte. Zwei Wochen im Monat da unten, zwei hier, daheim, sagt er zu Hilde, das ist halb so schlimm. Außerdem kann Nomi ihn da ungestört besuchen. Das sagt er nicht.

Die Wohnung liegt in einem roten Backsteingebäude aus den Zwanziger Jahren, echt Klinker, und besteht vorwiegend aus einem langen schmalen Gang, der mehrmals im rechten Winkel um die Ecke geht. Außerdem einem Arbeitsraum und einem winzigen Schlafzimmer. Im Treppenhaus hat Dopplicher nach sieben Tagen ein Tier und sieben Menschen getroffen und das, obwohl er mehrfach am Tag spazieren oder einkaufen geht. Eine kleine, steinalte Frau, die ein Kalb von einem Hund die Treppe raufzieht und einen Mullah, hinter dem eine kleine blasse Frau mit vier Kindern geht. Gegenüber ist ein manchmal belebter Schulhof, in der Turnhalle wird zweimal wöchentlich abends Tischtennis gespielt.

Unter ihm lebt Herr Al Tabak. Al Tabak Klopft gegen die Decke, wenn Dopplicher nach zehn Uhr Schreibmaschine schreibt oder Schallplatten hört. Auch an Sonn- und Feiertagen klopft AI Tabak. Dopplicher stellt sich vor: AI Tabak hat die Tretmaschine eines Schlagzeugs umgebaut, an die Stelle des Schlegels einen Besenstiel montiert, der bis an die Decke reicht, und hat die Maschine am Fußende angebracht. Nun liegt er im Bett, ist sauer auf seine Frau und bedient von Zeit zu Zeit die Tretmaschine.

Manchmal klingelt AI Tabak auch an Dopplichers Tür und brüllt, er sei Masseur, habe zwei Kinder und müsse morgens früh raus. Er trägt einen gestreiften Schlafanzug, Pantoffeln, ist winzig und wirkt magrebinisch. Mehrfach ruft er: Mietvertrag, Hausordnung, Polizei. Ich habe auch meine Rechte. Das ist Dopplicher, der ein Eigenheim besitzt, nicht gewohnt. Er ist Nachtarbeiter.

Woran er vor allem leidet, ist der Satz Wassermanns:

»Aber gerade bei dem, der begriffen hat, daß nichts Neues mehr hinzutreten wird, gibt es eine Verpflichtung von Tag zu Tag, die unlöslicher ist, als die gegen die eigene Existenz.«

Wie sollte er in seiner neuen Umgebung diese Verpflichtung erfüllen? Da hilft ihm auch der Literaturkritiker nicht, bei dem es heißt: »Die seltene Fähigkeit, mit der Sprache Wirklichkeit zu schaffen, zu erleiden, Bilder von so bestürzender und auch bezwingender Kraft zu (er)finden, daß sie die Mauern des Alltags durchstoßen, eine Welt aus Worten zu fügen, unterscheidet ja den wirklichen Schriftsteller vom Wortproduzenten.«

Dopplicher erleidet nicht die Fähigkeit, mit der Sprache Wirklichkeit zu erschaffen, sondern die Wirklichkeit als solche, und soviel er auch sucht, er findet keine Bilder, die seine Mauern durchstoßen könnten. Die Bilder hängen an der Wand, wie für die Ewigkeit. Die Wirklichkeit schafft ihn, nicht er die Wirklichkeit. Ist er am Ende bloß ein Wortproduzent? Ist seine Ehekrise die Folge einer Berufskrise? Bedeutet Krise Erkenntnis? Bräuchte er nur den Beruf zu wechseln, um glücklich verheiratet zu sein? Und wie, wenn seine durch den plötzlichen Ortwechsel zugetragene Schaffenskrise nicht die Wurzel allen Übels wäre? Vielleicht sogar etwas Gutes?

Häufiger und heftiger als bisher wendet er sich Nomi zu, besucht sie, sie besucht ihn. Sie genießt das Gefühl, ihn ohne Vorsichtsmaßregeln anrufen, sogar in seiner Wohnung treffen können. Ein paarmal lieben sie sich auf dem Fußboden im Arbeitszimmer. Al Tabaks Tretmaschine läuft heiß.

Während Nomi und er auf sicherem Kurs eine neue Alltagsbeziehung ansteuern, verstärkt sich seine Schaffenskrise. Wochenlang arbeitet er rein gar nichts, stiert nur auf Notizen. Manchmal beginnt er zu schreiben, muß aber schon nach wenigen Zellen erkennen, daß nichts dabei herauskommen wird. Die meiste Zeit verbringt er mit irgendwelchen albernen Dingen, um nicht am Schreibtisch sitzen zu müssen: Einkaufen, Abwaschen, Staubsaugen, Zeitungen lesen, Fernsehen, Telefonieren, Daliegen, Glotzen.

Wer nie ein produktiver Schriftsteller war, wird nicht verstehen, was es bedeutet eine Saison lang am Bleistift zu kaufen. Kein Automechaniker kann sich vorstellen, was das Wort Schaffenskrise bedeutet. Sie lenkt Dopplichers Blick auf eine niedrige Kiste mit weißen Resopalbelag, die ihm als Couchtisch dient. Immer wieder überlegt er, ob die Kiste unten offen sein könnte. Eines Nachts hebt er sie hoch. Sie ist offen. Fortan grübelt er, ob sie groß genug ist, sich darunterzulegen.

Nach einem halben Jahr hat Nomi weiter nördlich zu tun, also dort, wo Hildes und sein Zuhause steht. Hilde und Nom, kennen sich von damals. Er schlägt Nomi vor, wie zufällig einen Besuch zu machen. Sie hätte hier in der Gegend zu tun und da sei ihr spontan die Idee gekommen.

Hilde ist kühl, was damit zusammenhängen mag, daß sie eine potentielle Widersacherin drei Meilen gegen den Wind riecht, benimmt sich aber normal. Nomi ist aufgeregt und hat Mühe, sich zu beherrschen. Dopplicher fragt sich, was ihm lieber wäre: Wenn Hilde endlich etwas merkt und ausflippt oder die Sache auf die leichte Schulter nimmt oder gar nichts sieht etcpp. Es gibt eine Menge Möglichkeiten, auf so etwas zu reagieren, die man der Einfachheit halber tabellarisch auflisten könnte. Nach zwei Tagen reist Nomi ab, als wäre wirklich nur eine alte Freundin der Familie zu Besuch gewesen.

Dopplicher deutet Hildes Verhalten so: Sie weiß seit langem von der Sache und hat beschlossen, sie einfach gar nicht zu ignorieren. Schema. Verständnisvolle Ehefrau, die ihre Ehe nicht wegen so einem dahergelaufenen Ding in Frage stellt. Nomi, die er zum Zug bringt, tobt: Diese arrogante Ziege. Die glaubt wohl, sie hätte Dich gepachtet. Dopplicher nachdenklich: In gewisser Weise hat sie das ja auch getan. Sie braucht sich ja nur zu weigern, sich von mir zu trennen.

Tags drauf kommt es zur Katastrophe. Dopplicher will wieder in seine Zweitwohnung fahren, wo Nomi schon auf ihn wartet. Eine halbe Stunde vor seiner Abreise sagt Hilde hinterlistig: Du brauchst nicht zu fahren. Ich fahre. Dopplicher klappt zusammen, oder mit Wassermann gesprochen:

»Sein Gesicht hatte plötzlich den Bubenausdruck verloren. Während einiger Minuten lag sogar etwas Leidendes in seinen Zügen und der Blick war stählerne Spannung.« Er kann Hilde nicht aufhalten. Schließlich hat sie ihrer Ansicht nach genausoeinen Anspruch auf die Wohnung dort unten wie er selber.

Während der nächsten halben Stunde telefoniert er dreimal mit Nomi in seiner eigenen Wohnung. Sie muß sofort ausziehen, alle Spuren von sich beseitigen, Haus- und Wohnungsschlüssel beim Portier abgeben etc. In der Nacht ruft Hilde ihn an. Nomi hat ihr alles gesagt: Wir lieben uns, wir wollen heiraten, auch sexuell passen wir gut zusammen. Zumindest das mit dem Heiraten ist neu für Dopplicher, aber wenn er darüber nachdenkt, eigentlich auch die Liebe.

In dieser Nacht beschließt Dopplicher, sich von Hilde zu trennen, Nomi hin oder her, und schreibt Hilde einen langen Brief. Drei Tage später teilt Hilde ihm mit, daß sie die Trennung nicht akzeptiere und bei ihm bleiben werde.

Er ist ein Schwein, wie alle Männer seines Alters, die sich eine Jüngere nehmen, hat sie verraten, hintergangen, getauscht, ihre Gefühle mißbraucht, sie verletzt, ist hartherzig, gefühllos, selbstsüchtig, rücksichtslos, aber sie jetzt noch sitzenzulassen, das geht zu weit, das ist nicht akzeptabel, außerdem habe sie erkannt, daß sie ihn liebe. Er liebe sie im Grunde auch, mache sich nur nicht die Mühe, seine Gefühle zu erkunden, und wolle sich, wenn er ehrlich sei, auch gar nicht von ihr trennen. Dopplicher dagegen beharrt auf der Trennung. Zwei Wochen später fährt er mit Hilde in Urlaub, um, wie er sagt, ihr die Trennung begreiflich zu machen. Um sie zu trösten, schläft er mit ihr. Hildes Liebe zu ihm wächst. Nach vier Jahren Pause ist die Sexualität wie eine neue Erfahrung.

Nomi ist sauer. Zwei Monate später fährt Dopplicher wieder in Urlaub mit Hilde, gewissermaßen als Abschluß der Ehe. Etwa sechzehn bis achtzehn Stunden am Tag reden sie nur über sich. Dopplicher verlangt von Hilde, sie solle endlich aufhören, ihn zu lieben, in die Trennung einwilligen und anerkennen, daß er nunmehr zu Nomi gehöre.

Auch nach der Rückkehr aus dem Urlaub pendelt er zwischen der Ehewohnung und seinem Zweitwohnsitz hin und her. Anfang Dezember trennt Nomi sich von ihm. Wenn er als Mann seines Alters nicht in der Lage sei, sich zwischen ihr und Hilde zu entscheiden, sei er der falsche Partner für sie. Dopplichers Beteuerungen, er habe sich längst für sie entschieden und fahre nur immer wieder nach Hause, weil er dort alle seine Sachen habe, läßt sie nicht gelten.

So wie Hilde früher nichts von Nomi wußte, erfährt sie jetzt nicht, daß es keine Nomi mehr gibt. Dopplicher hält die Fiktion eisern aufrecht. Erzählt von Nomi, was für ein wunderbarer Mensch sie sei. Was sie gemeinsam erleben, wenn er sie besucht oder sie ihn. Er hat jetzt seit Monaten nichts geschrieben, behauptet jedoch, die Arbeit gehe zügig voran. Mit Hilde streitet er sich nun auch über den Zugewinnausgleich. Schließlich brauche er demnächst etwas Neues für Norm und sich. Hilde äußert sich abfällig über Nomi. Das dumme Trutchen. Das ist doch keine Frau für Dich. Wir wissen doch, wieviele Ehen die schon kaputt gemacht hat. Scheint ja ihr Hobby zu sein. Und überhaupt: Wo bleibt da die weibliche Solidarität. Einer Frau nach 22 Ehejahren den Mann wegzunehmen. Soll sich doch an die Unverheirateten schmeißen und meinen Mann in Ruhe lassen.

Dopplicher genießt solche Streitgespräche bis zum Exzeß. Verteidigt Nomi. Besingt sie in den höchsten Tönen. Wütet gegen Hilde. Verläßt tobend den Raum. Zwischen uns ist es aus. Ich habe mich von dir getrennt. Ich liebe eine andere. Begreif das endlich.

Einen Roman zum passenden Ende zu bringen, gehört zum Schwierigsten im Leben eines Schriftstellers und ist ebenso schwierig wie ein Romananfang, was der Grund dafür ist, daß sich die Germanistik bisher vorwiegend mit Romananfängen beschäftigt hat. Man bevorzugt halt auch in den Wissenschaften die leichtere Materie. Fest steht bisher lediglich das Gerüst einer Szene, die ziemlich weit hinten stehen wird, aber wie der Roman ausgehen soll, weiß ich selber noch nicht. Es gibt soviele dumme Zufälle, durch die ein Mensch am Leben bleiben kann.

Dopplicher, nehme ich an, verbringt noch einige Wochen halbmonatlich in dieser süddeutschen Stadt, schaut den jugendlichen auf dem Schulhof zu, verfolgt fachmännisch die Aufschläge der Tischtennisspieler (er hat in der Jugend selbst Pingpong gespielt), denkt nach über den Mullah und betrachtet tiefsinnig die weiße große Kiste ohne Boden in seinem Zimmer.

Um die Faschingszeit wird er zum zweiten Mal in diesem Roman aktiv. Er nimmt eine Haushaltskerze, zündet sie an und stellt sie unter den Kasten, der ihm, wie gesagt, auch als Tisch dient. Anderntags stellt er fest, daß die Kerze nur zur Hälfte heruntergebrannt ist, und hat folglich ermittelt, daß die Kiste am Fußboden luftdicht aufliegt. jetzt kriecht er hinein, stellt fest, daß er ausreichend Platz hat und kommt wieder heraus. Beim ersten Versuch bedient AI Tabak noch einmal seine Tretmaschine, beim zweiten steht er schon im Pyjama vor der Tür.

In den folgenden Tagen regelt Dopplicher seine Angelegenheiten und trifft letztwillige Verfügungen. Dann betrinkt er sich mit Bedacht in der Theaterklause, versorgt sich, spät nachts in seine Zweitwohnung zurückgekehrt, mit einer Wolldecke

zwecks Unterlage und legt sich in seinem Tischkasten zur letzten Ruhe. Diesmal benachrichtigt Al Tabak die Polizei, die den Hausmeister benachrichtigt, der einige Tage lang vergeblich an Dopplichers Tür klingelt, schließlich die Witwe, Hilde, oder die vermeintliche Witwe, Nomi, oder beide benachrichtigt. Die lassen die Tür aufbrechen und bemerken schon vor dem ersten Knick im Gang einen üblen Verwesungsgeruch.

Falls beide Frauen benachrichtigt werden, entspräche es männlicher Denkungsart, das Zusammentreffen noch mit einigen dramatischen Akzenten zu versehen. So wie ich Dopplicher kenne, würde er einen Streit unter Witwen durchaus genießen.

Vielleicht aber macht er am nächsten Morgen auch wieder auf, braucht eine Weile, um zu begreifen, wo er sich befindet und wie er hierher kommt, bemerkt verwundert, daß er noch lebt, sucht nach der Ursache für sein Mißgeschick und atmet erleichtert auf. Wenigstens solche Pannen lassen sich noch technisch erklären. Ein Stück von der Wolldecke war draußen geblieben. Der Kasten hat am Boden nicht luftdicht angelegen. Dadurch konnte ausreichend Luft hereinströmen. Dopplichers Kopfschmerzen an diesem späten Vormittag könnten auf einer leichten Leberinsuffizienz infolge von Alkohol beruhen.

Der Gedanke an Selbstmord durch Ersticken war wohl doch noch nicht genug durchdacht. Möglicherweise lebt Dopplicher also noch lange und durchleidet ein Zitat von Wassermann in seiner ganzen Tiefe:

»Diese absolut freudlosen, vom Wesen der Freundschaft nur aus verblaßten Lebensreminiszenen wissenden Männer seines Schlages und seiner Generation gewahren ihre vollkommene Isolierung erst in einem sehr, fortgeschrittenen Zeitpunkt ihres Lebens ... «

Konkret-Sexualität 1984, S 30

Tommaso di Ciaula

Liebe in Apulien

Bis dahin hatte ich keine Ahnung, was das war: sich verlieben. Ich verbrachte die langen, langen Winterabende mit Spielen. Spielen mit Kürbiskernen, Pfirsichkernen, Aprikosen- und Kirschkernen. Man stellte leere Tomatendosen hinten im Zimmer auf, und nach vorn, zu uns, legten wir eine bestimmte Anzahl von den Kernen. Und damit mußte man dann von weitem in die Dosen treffen.

Die ersten Tricks lernte ich, vor Aufregung schwitzend, wenn wir alle zusammen Karten spielten. jeder konnte mitmachen, zuhaus, und oft waren ein paar ganz gewitzte Jungen dabei, die ich nicht einmal kannte, und die von wer weiß woher gekommen waren. Mich faszinierte das Spiel mit den Karten, diesen riesigen Karten mit den vielen schönen und phantastischen Bildern drauf: den hochnäsigen Königen, den versonnenen Damen, den Pferden und Rittern und den flinken und wachsamen Buben. Mit diesen Karten sah ich meine ausgebufften Freunde die ersten erotischen Anspielungen machen.

Da war die Dukaten-Karte, von schöner goldener Farbe, dann die Karte mit dem Schwert, die Karte mit dem Pokal und schließlich die mit der Keule. Besonders mit dem As mit der Keule ließ sich immer was Hübsches anstellen. Man sagte zu den Mädchen: »Eh, gefällt dir diese Karte, gefällt sie dir? Willst du sie zwischen die Schenkel?< und dann steckte man sie ihnen unter den Rock in den Schlüpfer. Oder wir rieben sie ihnen unter die Nase, auf die Lippen: »Los, küß sie! Los, gib ihr ein Küßchen!« Das As mit der Keule sah nämlich genauso aus wie der Schwanz des Mannes!

Und während man so spielte, alle um einen runden Tisch herum, fing man an, sich mit den Füßen zu schaffen zu machen. Ganz langsam berührte man das Bein des Mädchens, das einem gegenübersaß, und wenn sie dann stillhielt, steckte man ihr den Fuß zwischen die Schenkel. Damit nicht zufrieden, zogst du dir den Strumpf aus. So spürtest du sie noch mehr: ihre Wärme, ihre seidenweiche Haut. Die Ärmste wurde rot und vertat sich beim Spiel vor lauter Aufregung. Unsere Augen gingen hin und her, von den Haaren der Mädchen hinunter zu den hochgezogenen Röcken, und von den Röcken zurück zu den bunten Karten.

Und irgendwann dann, wenn er richtig scharf war, knöpfte sich mehr als einer den Hosenstall auf und holte seinen Schwanz raus, um ihn der Nachbarin zu zeigen, Die wurde wütend und spuckte drauf. Aber der Junge hörte nicht auf, das erregte ihn nämlich noch mehr; und dann ließ er sichs kommen. Und hatte wieder Ruhe in der Unterhose. Es dauerte nicht lange, das unbehagliche Gefühl, naß zu sein, weil die Hitze im Zimmer, die vom Herd kam, und die Hitze der Haut das Sperma in kurzer Zeit trocknen ließen. Da blieb nur ein Flecken auf der Unterhose, wie von Wäschestärke.

Sie haben ihn in flagranti erwischt und sofort ins städtische Gefängnis gesteckt! Im Viertel waren auf geheimnisvolle Weise von den Balkons Slips verschwunden, die man zum Trocknen aufgehängt hatte. jawohl, anmutige Frauenslips, aufregende und raffinierte darunter: durchsichtige Slips, durchbrochene Slips, knappste Tangas mit Schnüren seitlich... Bis sie den »Übeltäter« entdeckten - die Hände auf der Beute, auf den Slips! Da hast Du's, Du einfältige Menschheit! Man läßt Übeltäter schlimmerer Sorte in Freiheit, und über arme Teufel fällt man her, wie über den Protagonisten dieser tragikomischen Begebenheit.

In mir hat der Typ viel Sympathie geweckt, ich würde ihn sogar als zärtlich preisen, weil er der Menschheit den denkbar größten und bewegendsten Liebesbeweis erbracht hat.

Die Nacht rückt voran, aber die Jungen sind immer noch da. Sie tragen seltsame phosphoreszierende Kleidung. Nach der Mode. Aber nichts auszurichten damit in dieser Nacht, die mit schweren Samtvorhängen voranschreitet.

Sie sind immer noch da, die Jungen, da hocken sie, auf den Bänken im Stadtpark. Melancholisch, sprachlos, fassungslos. Mit weit offenen Augen in der grausamen Nacht. jeder voll Erwartung, auf dem Sprung. Mädchen gehen vorbei, reißen Witze und lassen sich die Luft um Kleider und Schenkel wehen; sie verbrennen die Luft mit ihren schnelle Mofas; immer im Kreis durch den Stadtpark, immer im Kreis fahren sie und kichern. Ihre Mofas gehen gefährlich in die Kurve, sie schneiden den Jungen Grimassen, und die Jungen hocken da, wie die Papageien, auf den Bänken.

Hungrig und herausfordernd starren sie die Mädchen an, ihre Kleider, ihre Schenkel und ihre Ärsche auf den Sätteln, und vor lauter Wut fluchen sie durch die Zähne und denken, daß es in solchen Zeiten wie heute am Ende besser wäre, ein Sattel zu sein, ja: besser ein Mofasattel als ein Mann!

Ist ein Mädchen noch jung, hat es keine Angst, auf den Mann zuzugehen. Vertrauensvoll geht es auf ihn zu, denn es hat noch keine schlechten Erfahrungen gemacht.

Ist sie erwachsen, hält sie sich dabei in gehöriger Entfernung. Wachsam, und immer auf der Hut! Aus zwei Gründen ist sie so vorsichtig. Erstens, weil sie inzwischen weiß, daß sie mit ihrem Körper im Mann Stürme entfesselt. Zweitens, weil sie den Duft des Schwanzes mittlerweile sehr gut und ohne den Schatten eines Zweifels zu wittern versteht. jetzt hat sie den feinen Geruchssinn einer Hündin. So. bleibt sie also in gehöriger Entfernung.

Der Mann sagt zu ihr: »Los, hab keine Angst, ich muß dir etwas in Ohr flüstern. Warum hast du Angst? Ich freß doch keine Mädchen! Los, hör zu, ich muß dir etwas sehr Wichtiges sagen.«

Aber das Mädchen bleibt auf Distanz. Sie hat Angst vor dem strengen und unwiderstehlichen Geruch, der aus dem Hosenstall des Mannes nach oben steigt. Und dann, wenn er ihr schon etwas sagen will, soll er es ihr doch laut sagen. Sicher ist es ein Vorschlag, der nicht gut ist, wenn doch niemand anders davon hören soll!

Aber der Junge bleibt hartnäckig. »Los, komm, ich muß dir etwas ins Ohr flüstern. Es ist wirklich eine sehr gute Sache, die ich dir da vorschlagen muß, ganz im Vertrauen, die anderen brauchen es nicht zu hören ... «

Aber das Mädchen lehnt ab. Und so redet es den ganzen Abend nur dumme und alberne Sachen. Aber er, der Junge, der die Sache, die er dem Mädchen sagen will, wie ein Brandmal im Hirn hat, bleibt dabei: »Willst du mit mir kommen? Ich trage dich in den Wald. Wir kehren im Morgengrauen zurück in nassen Kleidern, naß von Tau und von den Samen aus meinem Schwanz in deiner Möse. Es wird eine sehr schöne Nacht sein. Los, im Grunde willst du doch mitkommen. Du wirst sehen, es wird schön. Du weißt es, und wenn ein Mann in eine Frau eindringt, dann zittert das ganze Universum, und alle Blütenblätter wogen auf der Erde. Los, gib mir die Hand, wir gehen ... «.

Eine große Wiese, riesig groß. Dorthin gingen wir, um Pilze zu sammeln, ganz bestimmte schöne, duftende Pilze, wie sie nach den ersten Herbstnebeln geboren wurden. Dort fanden wir auch die besten Schnecken im Land und die dicksten Margheriten. Und jede Nacht, um die ersten Stunden des Morgengrauens, dieselbe Erscheinung: ein Liebespaar, das viele Jahre zuvor an Kummer gestorben war. Ein Liebespaar, dessen Familien sich bekriegt hatten. Ganz eng aneinandergepreßt, sich bewegend, als ob die beiden Tanzschritte machten, und in der Luft eine sehr sanfte Musik, nur für sie allein.

Auf dieser Wiese wohnte die »Tante« in einem alten Haus. Wir Kinder nannten sie die »Tante«, in Wirklichkeit aber war sie unsere erste sinnliche und erotische Erfahrung. Für wenig Geld oder für irgendein Geschenk in Naturalien war sie zärtlich zu dir, sie ließ dich auf dem Bett sitzen und streichelte dich, sie küßte dich schmatzend auf das Schwänzchen, dann nahm sie dein kleines Gesicht und hielt es vor ihre Brüste. Dein Kopf verschwand in all der Überfülle. Ihre riesigen Brüste massierten dir das Gesichtchen, und dann ohrfeigten sie dich, so daß du fast schwanktest unter ihrem Gewicht. Dann lachte sie amüsiert und fragte dich: »Los, sagst du mir die Wahrheit? Gefallen sie dir?«

Mir gefiel der Geruch des Blutes und der Exkremente, den die geschlachteten Kaninchen, Hähnchen und Zicklein ausströmten. Mir gefiel der Geruch von zerriebenem Knoblauch, von Petersilie, von Basilikum. Mir gefiel der strenge Geruch von Salz, das in warmem Wasser aufgelöst war. Der Geruch von Mehl, von Sauerteig, von Schafskäse.

Die Frauen probierten alles und kauten ständig irgendwelche Sachen. Dann versteckten sie sich hinter den Vorhängen und setzten sich auf den Ruagno, einen Nachttopf aus Ton. ich hörte das Geglucker aus ihren Bäuchen, den Peitschenschlag ihrer Pisse, das dumpfe Plumpsen ihrer Kacke. Ich beobachtete sie dann heimlich, hob den Vorhang ein bißchen, und mein Herz war in Aufruhr, meine Ohren knallheiß. Wenn sie wieder vor den Vorhang traten, zupften sie ihre Unterhosen zurecht, und dabei hatten sie die Röcke oben.

So sah ich ihr Fleisch, von den Konturen des Topfes gezeichnet. Aus dem Nachttopf, obwohl er mit einem einfachen Holzdeckel abgedeckt war, kam ein starker Geruch von Gekochtem. Als wenn das Essen auf seinem langen Weg durch den Körper überhaupt nicht verdaut worden wäre.

Nachts ruhte alles in der Küche. Wände voll Rauch und Asche tanzten auf dem groben Steinfußboden. Auf den Konsolen tanzten die Käselaibe. Auf den Tellern gerann das Blut der geschlachteten Tiere. Das Rot hob sich von den schneeweißen Tellern ab.

In den Betten schlief man bewegte Träume, die Frauen hatten mich bei sich und benutzten mich als Spielzeug. Sie schmierten mir Lippenstift aufs Gesicht und streuten mir Puder auf meinen kleine Schwanz zwischen die Beine, und dann lachten sie, und ich tastete sie ganz andächtig ab. Ich knabberte an ihnen, legte die Hände zwischen ihre drallen Schenkel, und sie wurden feucht in der Tiefe ihrer faltigen und behaarten Fotzen. Ich verlor meine Händchen in der Tiefe, und sie erstickten ihr Lachen, bis es nur noch glucksend kam, dann heiser leidend, fast flehend.

Dann rieb ich mir das Gesicht ab mit der Feuchtigkeit zwischen ihren Schenkeln, den Säften, die sich anfühlten wie Eiweiß. Und ich war betäubt von ihren Gerüchen, von dem berauschenden Duft, der aus ihren Achselhöhlen kam, von dem

Duft nach schlecht gewaschenem Arsch, dem Duft nach Knoblauch an ihren Händen. Dann stieg ich auf ihre Bäuche und ritt in der Dunkelheit des Zimmers. Und draußen war es ganz hell von dem strahlenden Mond.

Anmerkung auf Seite 32:

Übersetzung: Joachim Bloch/Hermann Peter Piwitt

Konkret-Sexualität 1984, S 33

Günter Herburger

Die Freundin

Sie ist Poetin,
begabt mit einem großen Rumpf
und kurzen Beinen,
den günstigsten Übersetzungsverhältnissen
bergauf.

Sie weiß viel,
verteilt Schichten von Puder
und Glimmerschiefer auf ihrem Gesicht,
um Blicke abzulenken,
verstört noch von einem
beginnenden Doppelkinn,
ich fürchte, auch eines
ihrer Jungfräulichkeitsmanöver.

Ihre Gedichte sind gleich Nesselsucht,
wie der betäubende Satzbau
eines Dickichts von Lippenblütlern,
und manchmal verschwindet sie plötzlich
in einer surrenden Pyramide.

Wenn sie im Bett liegt,
nur wenige Meter
von der nächsten Kreuzung entfernt
und angetan
mit einem langen, gestreiften Gewand,
dann braucht sie Schutz,
zum Beispiel eine Hand,
die sich im Schlaf
vor ihr öffnet und schließt.

Nach zwei- oder dreihundert Jahren
tritt ein Ruck ein,
das Erschrecken.
Das Ährenfeld am Abhang gegenüber
neigt seine Köpfe,
das Vertrauen schwindet,
Fleischklümpchen liegen noch da,
Kirchensteine, Beschwörungen,

und Heu läßt sich auf den Augen
und in anderen Winkeln nieder.

Anmerkung auf Seite 33:
Aus »Makadam«, Gedichte, Luchterhand, 1982

Konkret-Sexualität 1984, S 34

Gunter Schmidt

Helfer und Verfolger

In einer homosexuellenfeindlichen Gesellschaft attackiert auch die Wissenschaft die Homosexuellen. Die Arbeiten des Endokrinologen G. Dörner, die Günter Amendt in diesem Heft kritisiert, sind nur ein besonders klares Beispiel für diesen Sachverhalt. Über die Gefährlichkeit der Wissenschaft für die Homosexuellen.

Wissenschaft ist natürlich auch hilfreich gewesen im Kampf der Homosexuellen gegen Verfolgung und Diskriminierung. Sie hat ein Doppelgesicht als Helfer und Verfolger. So hatten die einflußreichsten Sexualforscher Anfang des Jahrhunderts - Richard von Krafft-Ebing, August Forel, Havelock Ellis, Albert Moll, Iwan Bloch und allen voran Magnus Hirschfeld - Position bezogen: Die Homosexualität sei angeboren und damit ein Stück Natur, wenn auch ein besonderes.

Damals, mit dieser Auffassung - sei sie nun richtig, halbrichtig oder falsch - legte die ernstzunehmende Sexualwissenschaft ein für allemal folgende altehrwürdige Vorstellungen zu den Akten: Homosexualität als Laster, Zügellosigkeit, sittliche Entartung; Homosexualität als Degenerationserscheinung; die Mär vom gefallenen Jüngling, also Homosexualität als Resultat von Verführung; und (ausgenommen Forel und Moll) Homosexualität als Perversion und Krankheit.

Das war viel. Zugleich forderten die Forscher im Namen der »fortgeschrittenen wissenschaftlichen Erkenntnis« die Aufhebung des Paragraphen 175, das heißt »sexuelle Akte zwischen Personen desselben Geschlechts, *ebenso wie solche zwischen Personen verschiedenen Geschlechts* nur dann zu bestrafen, wenn sie unter Anwendung von Gewalt oder an Personen unter 16 Jahren vollzogen werden«. Das ist mehr, als heute, achtzig Jahre später, erreicht ist.

Die Forscher machten Front gegen Vorurteile und Verfolgung, im Namen der Wissenschaft. Einerseits. Andererseits wurde Homosexualität von ihnen als biologische Besonderheit konzipiert. Was aber, wenn man diese Besonderheit nicht als Spiel der Natur, als eine ihrer zahllosen Variationen, nicht besser und schlechter als andere, sondern als Anomalie, Störung, Mißbildung oder Entartung, jetzt nicht mehr sittlich sondern biologisch, auffaßt? Die so wohlmeinende und hilfreiche Annahme hielt zugleich neue Gefahren für die Homosexuellen bereit.

Diese Gefährlichkeit entpuppte sich in dem Maße, wie die vage Annahme vom Angeborensein scheinbar feste Formen annahm, indem sie auf ganz konkrete biologische Vorgänge bezogen wurde; und in dem Maße, wie der medizintechnologische Fortschritt vorankam. Die Rolle der Wissenschaft in der Homosexuellenfrage, gar der fortschrittlichen Wissenschaft zu Beginn dieses Jahrhunderts, ist ein Lehrstück zur Dialektik der Aufklärung.

Klarbekommen kann man dies an Magnus Hirschfeld und seiner Zwischenstufentheorie der Homosexualität. Es gibt keinen Arzt oder Wissenschaftler, der sich wie er so unermüdlich, so gerade heraus und couragiert**,** so von Überzeugung beseelt für die Homosexuellen eingesetzt hat; fast vier Jahrzehnte lang und unbeirrt durch Anfeindungen, Verächtlichmachung, kalte Distanzierung vieler Kollegen - bis die Nationalsozialisten seiner Arbeit ein Ende setzten, seine Bücher verbrannten, sein Institut verwüsteten.

Hirschfeld bekämpfte Verfolgung und Vorurteile, und er verließ sich dabei vor allem auf naturwissenschaftliches Denken. Für ihn war Homosexualität eine sexuelle Stufe, zwischen den Polen Männlichkeit und Weiblichkeit, sozusagen ein drittes Geschlecht oder auch: eine zwittrige Entwicklung. Homosexuelle Männer und lesbische Frauen waren nach Hirschfeld körperlich männlich beziehungsweise weiblich, sexuell und seelisch aber mit starken gegengeschlechtlichen Zügen ausgestattet. Diese Besonderheit war für ihn angeboren, woraus folge, »daß niemandem eine sittliche Schuld an einer solchen Gefühlsanlage beizumessen ist.«

Dieser Satz steht in der Petition »behufs Änderung des S 175«, die Hirschfeld 1896/97 verfaßte und im Namen des von ihm zur gleichen Zeit gegründeten Wissenschaft-humanitären Komitees dem Gesetzgeber übergab. Hirschfeld argumentierte in einer *politischen* Frage - Aufhebung des § 175 - ausschließlich *wissenschaftlich.* Für ihn galt unumstößlich, daß Wissen zwangsläufig Vernunft befördert und gar nichts anderes bringen kann als Fortschritt. Die Problematik einer solchen Position für die Emanzipationsbestrebungen der Homosexuellen wurde schon damals deutlich gesehen. 1907 gab es darüber im Wissenschaftlich-humanitären Komitee heftige Auseinandersetzungen.

Eine Gruppe, die der Zeitschrift »Der Eigene« nahestand, opponierte gegen Hirschfeld und trennte sich schließlich vom Komitee. Einer ihrer Sprecher, Benedikt Friedländer, erklärte: »Wir werden uns nicht bemühen, durch den *wissenschaftlichen* Nachweis einer angeblichen Anomalie das Mitleid der Regierung und der Volksvertretung zu erwecken, um auf diese unmännliche Weise die Aufhebung des uns bedrohenden Strafgesetzes zu erreichen.« Friedländer betonte die Entbehrlichkeit der Wissenschaft in moralisch-politischen Fragen. Dann erkennt er sehr klar das Doppelgesicht der Hirschfeldschen Zwischenstufentheorie: Sie wolle die Homosexuellen wohl schützen, mache sie aber zugleich zu »psychischen Mißgeburten«, zu »bedauernswerten Halbweibern«, zu »armen weiblichen Seelen, die im männlichen Körper schmachten«. Mit einer solchen »bettelhaften Theorie« könne man bestenfalls Duldung und Mitleid erreichen, nicht aber Achtung und Gleichberechtigung.

Hirschfeld konnte - soviel ich sehe - den Widerspruch seiner Theorie nicht erkennen. Eine naturhafte Besonderheit kann eben sehr leicht auch als Anomalie aufgefaßt werden, als Störung, die man besser doch nicht hätte. Er wurde mit diesem Problem schon sehr bald, 1916, konfrontiert. Der Wiener Anatom Eugen Steinach, ein Pionier der Endokrinologie, hatte in Tierversuchen durch die Überpflanzung gegengeschlechtlicher Keimdrüsen zwittrige Tiere, sozusagen Zwischenstufentiere im Laboratorium produziert. Er folgerte, daß die Zwitterformen des Menschen, auch die Homosexualität, die er im Anschluß an Hirschfelds Zwischenstufentheorie ausdrücklich dazurechnete, durch »zwittrige« Hoden beziehungsweise Eierstöcke verursacht werden.

Hirschfeld fühlte sich durch die Arbeiten Steinachs bestätigt, sie schienen die ersehnte Anerkennung seiner Zwischenstufentheorie durch die etablierte Wissenschaft zu bringen. Offenbar ohne Hirschfelds Wissen zieht Steinach sehr schnell praktische Konsequenzen aus seinen Vermutungen: Zusammen mit dem Chirurgen Robert Lichtenstern überpflanzt er 1916 einem Homosexuellen das Hodengewebe eines Heterosexuellen. Um die Wirkung des »heterosexuellen« Hodens zu vergrößern, wurde der »Patient« einseitig kastriert, also vermeintlich »zwittriges« Hodengewebe entfernt. Es ist anzunehmen, daß die Tierversuche Steinachs ohne die Zwischenstufentheorie nicht auf den Menschen angewendet worden wären. Erst die - so gut gemeinte - Idee von der Homosexualität als einer zwittrigen Entwicklung machte dies möglich.

In der Zeit von 1916 bis 1921 wurden aufgrund der Steinachschen Annahmen mindestens elf homosexuelle Männer operiert. Die gängige Operationstechnik umfaßte die einseitige Kastration und die Überpflanzung »normalen« Hodengewebes. Die Transplantate stammten in der Regel von heterosexuellen Männern, denen ein Leistenhoden entfernt werden mußte, in einzelnen Fällen auch von heterosexuellen Männern, die wegen Sexualdelinquenz kastriert wurden. Die Operateure entschlossen sich alle »nur« zur einseitigen Kastration des homosexuellen »Patienten.« Beidseitige Kastration hätte ihrer Meinung nach die Homosexualität zwar zuverlässiger beseitigt, aber auch die Fortpflanzungsfähigkeit zerstört und damit die Möglichkeit, »bei Gelingen des Eingriffs das Glück einer normalen Ehe genießen zu können.« Die »Patienten« sollten schließlich nicht nur heterosexuell, sondern auch Gatten und Väter werden. Schwarze Magie an der vordersten Front des wissenschaftlichen Fortschritts.

Es dauerte einige Jahre, eben bis 1921, bis man feststellte, daß sich an der sexuellen Orientierung gar nichts änderte, daß alle Homosexuellen homosexuell blieben. Ihre Hoden hatten sie dem wissenschaftlichen Denken geopfert. Die Operationen wurden eingestellt. Es ist fast überflüssig zu sagen, daß alle Berichte über diese Art von Operation in renommierten medizinischen Fachzeitschriften publiziert wurden.

Hirschfeld schweigt zu diesen Operationen. Er kooperiert in Einzelfällen, überweist zwei Patienten zu den Operateuren. Ich sage dies alles nicht, um einen bedeutenden und mutigen Arzt zu denunzieren, sondern um zu zeigen, daß wir von Magnus Hirschfeld nicht nur lernen können, wie für die Homosexuellen zu kämpfen ist, sondern auch, wie man es nicht machen darf, welche Irrwege im Namen fortgeschrittener Wissenschaft gegangen werden. Wir werden Hirschfeld nur gerecht und handeln nur in seinem Sinne, wenn wir beide Lehren beherzigen.

Lernen können wir von seinem sozialpolitischen Engagement, von seiner Überzeugung, daß die Frage der Homosexualität mit der Sexualreform überhaupt in Zusammenhang zu bringen ist und damit, wie Menschen in einer Gesellschaft miteinander umgehen. Lernen können wir aber auch, daß die ätiologische, also auf die Entstehungsbedingungen abzielende Argumentation, in einer homosexuellenfeindlichen Gesellschaft *immer gegen* die Homosexuellen gewendet werden kann. Denn wo Entstehungsursachen bekannt zu sein scheinen oder vermutet werden, sind Wege zur »Therapie« oder Beseitung der Homosexuellen nicht weit. Noch ist jede ätiologische Theorie gegen die Homosexuellen gewendet worden, sei sie psychoanalytisch, lernpsychologisch, soziologisch, biologisch oder alles auf einmal. Dies zeigen die verhaltenstherapeutischen Abschreckungs- und Verekelungsexperimente; oder die Annahmen bestimmter Psychoanalytiker, die - differenzierter formuliert - alte Psychopathie- und Krankheitsideen wieder aufgreifen; oder die Praxis der psychoanalytischen Standesvertreter, eine Menschengruppe kollektiv vom Zugang zur Ausbildung und damit Ausübung eines Berufes auszuschließen, eben dem des Psychoanalytikers.

Es gehört zur Tragik Hirschfelds, daß im Namen von Abkömmlingen seiner Zwischenstufentheorie besonders konsequente wissenschaftliche Anschläge auf die Homosexualität erfolgten. Günter Dörner ist der modernste Vertreter der Zwischenstufentheorie. Als renommierter Endokrinologe (hier Steinach vergleichbar) sieht er, wieder einmal aufgrund von Tierexperimenten, in der männlichen und weiblichen Homosexualität eine vorgeburtliche Hormonstörung, eine Endokrinopathie. Für ihn werden Menschen durch untypische Hormonverhältnisse in einer kritischen Phase der vorgeburtlichen Entwicklung (4. bis 7. Schwangerschaftsmonat) homosexuell: Mangel an männlichen Hormonen (Androgene), präge bestimmte Teile des männlichen Zwischenhirns »weiblich«; Überschuß an männlichen Hormonen bewirke eine »männliche« Entwicklung des Zwischenhirns der Frau. Homosexuelle als Zwischenhirn-Zwitter.

In unserem Zusammenhang ist nun nicht so wichtig, daß die Thesen Dörners schon wissenschaftlich, immanent, als Spekulation und in ihrer Simplizität als Unfug zu qualifizieren sind (vgl. S. 42). Wichtig ist, daß diese Thesen - wie vor 65 Jahren die Steinachschen - wieder zu Überlegungen führen, wie man der Homosexualität zu Leibe rücken kann.

Waren die Homosexuellen bei Steinach noch krank im Hoden oder im Eierstock, so sind sie jetzt krank im Kopf. Folglich wird nicht mehr kastriert, sondern hirnoperiert. Westdeutsche Neurochirurgen glaubten, die männliche Homosexualität »heilen« zu können, indem sie diejenigen Teile des Zwischenhirns, in denen Dörner das weibliche Sexualzentrum vermutete, durch das Einführen einer Sonde elektrisch verkohlten. Zwischen 1962 und 1979 wurden hierzulande dreißig homosexuelle Männer derartig operiert; zwanzig, die auch zu pädophilen Kontakten neigten, zehn, die Adoleszente und Erwachsene als Partner bevorzugten. Die Theorie kam aus der DDR, die Praxis aus der BRD: gesamtdeutsche Kumpanei gegen Homosexuelle.

Doch die Thesen Dörners eröffneten die totale Perspektive: die Abschaffung der Homosexualität, ein für allemal. Und zwar durch Hormonmessungen während der Schwangerschaft und gegebenenfalls - bei untypischen Werten, also bei homosexueller Gefahr im Verzuge - durch korrigierende Hormongaben während der Schwangerschaft, um der vermeintlichen Hormonkrankheit vorzubeugen. Das sind Überlegungen zur hormonellen Endlösung der Homosexualität, zur Ausmerze der Fremdartigen.

Wer eigentlich gibt einem Arzt oder wem auch immer das Recht, dafür zu sorgen, daß auch nur ein einziger Homosexueller weniger in diese Welt geboren wird? Auf der »Unausrottbarkeit« der Homosexualität hat Hirschfeld immer wieder, fast triumphierend, bestanden, und er war davon überzeugt. Die Wortwahl mag befremden, anfänglich. Aber sie trifft im Kern. Genau das, ausrotten, hat die Wissenschaft immer wieder versucht, lange vor den Nationalsozialisten, und immer in ihrem modernsten Gewand. In Hirschfelds Überzeugung von der Unausrottbarkeit, davon, daß die homosexuelle Triebrichtung sich bahnbreche, obwohl »von allen Seiten die Liebe zum anderen Geschlecht gerühmt und gefeiert wird«, gerade in dieser Überzeugung liegt das Humane seiner Position.

Die Bedrohung durch wissenschaftliche und medizinische Anschläge teilen die Homosexuellen mit anderen Minderheiten. Mit Wissenschaft wurde immer gegen Minderheiten vorgegangen: im Namen der Rassenbiologie gegen Juden und andere ethnische Minderheiten mit Vernichtung und Mord; im Namen der Erbbiologie gegen psychisch Kranke, Andersartige, sozial Unerwünschte mit Zwangssterilisation und Euthanasie.

Als »Ecksteine einer präventiven Medizin« sieht Dörner seine Arbeiten, und Homosexualität als einen Aufgabenbereich dieser besonders fortschrittlichen medizinischen Disziplin. Ebenfalls aus Rattenexperimenten weiß Dörner, daß Streß während der Schwangerschaft zu einer Senkung der männlichen Hormone bei trächtigen Ratten führt. Also könnte Streß während der Schwangerschaft männliche Homosexualität bedingen. Und schon findet er in den Statistiken geschlechtskranker Männer einiger Bezirke der DDR, daß der Anteil Homosexueller unter den in den Kriegsjahren Geborenen überdurchschnittlich hoch ist. Nun fügt sich alles zueinander: Krieg ist Streß, Streß bedeutet Androgenmangel, Androgenmangel macht homosexuell. Die fixe Idee wird auf alles Mögliche projiziert. Dörner wörtlich: »Diese Befunde zeigen, daß die Verhinderung des Krieges zu einer partiellen Präventation der Entwicklung sexueller Abweichungen beitragen könnte.« Schwule für den Frieden?

Was ist das für ein Frieden, der zugleich ausrotten will? So lange die Gesellschaft ihren Frieden mit den Homosexuellen nicht macht, so lange ist die Erforschung der Entstehungsbedingungen potentiell gemeingefährlich. So gesehen ist es gut, daß wir so wenig über die Entstehung von Homo- und Heterosexualität wissen. Und ich sehe mit Respekt und Sympathie, daß Homosexuelle immer häufiger dazu beitragen, daß dies noch eine Zeitlang so bleibt - dadurch, daß sie sich dem Zugriff der Forscher verweigern und (Ursachen-)Forschung boykottieren. Ohne sie, ohne die Mitwirkung der Homosexuellen an Forschungsprojekten, kann man die Frage nach den Ursachen nicht beantworten.

Anmerkung auf Seite 37:

Nach einem Vortrag, gehalten an der Jüdischen Volkshochschule Berlin im März 1984

Kasten auf Seite 37:

Die Erziehung fängt im Mutterleib an

ZIFFEL Schön, sie haben die Kinder von sechs Jahren an und dann aus der Wieheißterdochgleichjugend über das Militär in die Partei die Jünglinge und Männer. KALLE Ich weiß auch nicht, obschon alles für die Kinder geschehn ist... man müßt vielleicht schon im Mutterleib anfangen. Da hätt die Wissenschaft noch ein Feld... das Propagandaministerium muß an den Fötus ran, kein Augenblick darf verloren werden. ZIFFEL Die Fürsorge für das Kind ist unendlich wichtig. Das Kind ist das Teuerste, was die Nation hat. Das Antlitz des Dritten Reiches wird das Antlitz sein, das die neuen Generationen haben werden..., aber die Erziebung fängt im Mutterleib an.

Bertolt Brecht. Flüchtlingsgespräche, Abschnitt IX

Konkret-Sexualität 1984, S 39

Günter Amendt

Homosexuelles, weggespritzt

Der Hormonforscher Günter Dörner antwortet seinen Kritikern und sagt nichts. Dafür sagen die neuesten Veröffentlichungen einer Leipziger Gynäkologie-Professorin zur Homosexualität umso mehr.

Es gibt Gründe, sich erneut mit dem Hormonforscher Günter Dörner, seinem Wirken und seiner Wirkung, zu beschäftigen.

In einem für Auseinandersetzungen zwischen Wissenschaftlern ungewöhnlich scharfen Ton haben Anfang 1981 bundesdeutsche Sexualforscher Dörner in einer Stellungnahme vorgehalten, seine Forschung spiele »mit der Möglichkeit einer endokrinologischen Euthanasie der Homosexualität« und habe zum Ziel, »Homosexualität zu eliminieren«1.

jetzt hat Dörner in den »Archives of Sexual Behavior« 2 geantwortet. Ein Grund, sich mit ihm zu beschäftigen. Der andere: Neuere Veröffentlichungen zum Thema Homosexualität belegen Dörners eskalierenden Einfluß auf die sexualmedizinische Diskussion in der DDR, wo Dörner an der Charité in Berlin lehrt und forscht.

Dörners in dem US-amerikanischen Fachblatt veröffentlichte Antwort bestätigt Punkt für Punkt die Befürchtungen seiner bundesdeutschen Kritiker. War etwas anderes zu erwarten?

Ich selbst war, zugegeben, aus unerfindlichen Gründen gespannt auf Dörners Entgegnung. Vielleicht habe ich heimlich auf Dementis gehofft beziehungsweise darauf gebaut, daß unsere Stellungnahme etwas übersehen haben könnte, das uns zwingt, Dörners Forschung in einem anderen Licht zu sehen. Mit einem jedenfalls habe ich fest gerechnet. Dörner würde, durch unsere Stellungnahme herausgefordert, nicht umhin können, endlich einmal die Interessen offenzulegen, die ihn zu einem geradezu besessenen Homosexualitätforscher haben werden lassen. In der DDR wird ihm diese Erklärung offenbar nicht abverlangt. Das könnte Dörners Selbstsicherheit erklären und die Lässigkeit, mit der er kritische Fragen einfach umgeht. Oder sollte er so festgefahren und befangen sein, daß er Kritik an seiner Forschung und deren Schlußfolgerungen einfach nicht versteht?

Gerade wer so engstirnig wie Dörner aufs rein Biologische fixiert ist, müßte, wenn ihn wissenschaftliche und nicht andere Motive antreiben, wenigstens einmal theoretisch durchdacht haben, was die biologische Funktion eines universellen Phänomens wie der Homosexualität sein könnte. Denn Dörner hat sich viel vorgenommen. Mit Hilfe von Hormoneingriffen will er ein Artspezifikum ausmerzen, das, wie wir aus der Geschichte der menschlichen Gattung wissen, soweit wir diese kennen und zurückverfolgen können, in allen Kulturen existierte und fortbesteht.

Seit Kinsey und den auf seinen Report folgenden Untersuchungen sind wir sogar in der Lage, das Phänomen statistisch einzugrenzen. Demnach existiert in den USA und in Gesellschaften mit vergleichbar entwickelten Produktivkräften nicht nur ein »Sockel« von zwei bis fünf Prozent ausschließlich homosexuellen Männern und Frauen, Kinsey konnte darüber hinaus nachweisen, daß fast jeder zweite Mann wenigstens einmal in seinem Leben *nach* der Pubertät homosexuelle Erfahrungen gemacht hat. Könnte diese Tatsache, wenn man schon biologische Erklärungen sucht, nicht auch auf eine biologische Funktion der Homosexualität hinweisen?

Bei Dörner findet man solche Überlegungen nicht. Sie könnten seine Forschung auch nicht rechtfertigen - im Gegenteil. Aber sie wären wenigstens ein Beleg dafür, daß andere als uneingestanden rassistische Vorurteile seinen Forscherdrang bedingen.

Dörner argumentiert, als wäre er im Besitz einer ehernen Wahrheit, an der er die Argumente seiner Kritiker abprallen lassen kann. »What is the truth?«, »what are the facts?«, fragt er immer wieder rituell in seiner Entgegnung, um anschließend Gegenargumente anzuführen, die nur eines belegen: Der Tierexperimentator ist unfähig, in Homosexuellen etwas anderes als Ratten zu sehen.

Für Dörner ist Homosexualität eine »neuroendokrine Mißbildung«, also eine Nerven-Hormon-Krankheit, doch hütet er sich in seiner Entgegnung, Homosexualität als abnorm zu bezeichnen und als behandlungsbedürftig darzustellen. Er laviert und zieht es vor, eine Korrektur des »abnormen Sexualhormonspiegels« vorzuschlagen, um so »die Entwicklung von Homosexualität zu verhindern«.

Dörners Stress-»Theorie«, die einen Zusammenhang von kriegsbedingter Belastung des Fötus und der Entstehung von Homosexualität behauptet, wird von seinen Kritikern als »kruder Sozialbiologismus« bezeichnet. Darauf antwortet Dörner wörtlich: What are the facts? *Male rats* exposed to a temporary ... «. Wir sprechen von homosexuellen Männern, Dörner umstandslos von männlichen Ratten.

Als vor mehr als drei Jahren der Vorstand der »Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung« und die Direktoren der beiden Forschungsinstitute in Frankfurt am Main und Hamburg ihre Stellungnahme verfaßten, waren sie noch auf Hinweise angewiesen und gezwungen anzunehmen, »Dörner gehe dazu über, seine Vorstellungen in die Tat umzusetzen«. Nun

verschafft Dörners Entgegnung allen, die sich dafür interessieren, Gewißheit: Methoden, die eine künstliche Beeinflussung der Sexualhormone im Mutterleib ermöglichen, »wurden in unseren Laboratorien entwickelt.«

Angewandt werden sie nur, »if at all«, wie Dörner beruhigend hinzufügt, wenn die »pregnant mother« das dringend wünscht. The mother, la mama - wieso eigentlich ausgerechnet die Mutter? Wer drängt ihr den dringenden Wunsch auf? Wer gibt ihr das Recht zu verhindern, daß ihr Kind homosexuell wird? Im Namen welcher gesellschaftlichen Norm darf sich ein Forscher für derartige Eingriffe hergeben?

Medizinische Experimente am Menschen und Euthanasie gab es schon vor den Verbrechen der Nazis. Dörner steht in der Tradition einer unmenschlichen Medizin, ist also kein Einzelgänger. Wie bereits die Psychochirurgen, die ihre stereotaktischen Eingriffe mit dem Hinweis auf Dörners Tierversuche rechtfertigen, könnte Dörners »Regelanfrage im Mutterleib« jene Geschäftemacher ermutigen, die, wie besonders in den USA, Samen-, Eier- und Austragbanken anlegen und nach Computerwunschliste Bankerts von der Medizinbank zusammenstellen. Extras wie der dringende Wunsch der schwangeren Mutter nach einem blonden, blue-eyed son, sollten unter Berufung auf Dörners Fötusmanipulationen schon bald möglich sein.

Offenbar um seine Kritiker zu beeindrucken und um nachzuweisen, daß auch er etwas *für* die Homosexuellen tut, brüstet sich Dörner mit dem Einfluß seiner Forschungsergebnisse auf den »Wechsel« der Gesetzgebung in der DDR. Das kann jeder behaupten, der in irgendeiner Form als Gutachter oder Sachverständiger am Gesetzgebungsverfahren beteiligt war. Nach meiner Kenntnis aber bedurfte es keiner biologischen Hilfskonstruktionen auf der Basis von Tierversuchen, um die Gesetzesänderung in der DDR durchzusetzen. Die Abschaffung des alten Paragraphen 175 war politisch motiviert, Ergebnis eines aktiven Antifaschismus. Bereits 1950 fällte das Oberste Gericht der DDR ein Urteil, wonach der 1935 von den Nazis verschärfte Paragraph 175 nicht länger angewandt werden durfte. Begründung: »Die Neufassung ist nationalsozialistisch.«

Dörners Behauptung jedoch, in der DDR würden seit 1968 Homosexuelle »wegen ihres abweichenden Verhaltens nicht mehr bestraft«, ist falsch, um nicht zu sagen: eine Lüge. Denn ähnlich wie hier werden auch in der DDR derzeit noch homosexuelle jugendliche in dem Irrglauben, die Entwicklung ihrer Sexualität müßte vor Verführung geschützt werden, durch das Gesetz diskriminiert. Das gilt, anders als hier, in der DDR auch für Frauen.

Die Neufassung des Homosexualitätsparagraphen, der in der DDR die Nummer 151 trägt, wendet den Gleichheitsgrundsatz konsequent im guten wie im schlechten auf beide Geschlechter an: »Ein Erwachsener, der mit jugendlichen gleichen Geschlechts sexuelle Handlungen vornimmt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Verurteilung auf Bewährung bestraft.« Mit anderen Worten: Alle über 18jährigen, die es mit einem oder einer unter 18 Jahren gleichgeschlechtlich treiben, gehen das Risiko ein, strafrechtlich »zur Verantwortung« gezogen zu werden.

Als der Homosexualitätsparagraph 1968 neu gefaßt wurde, fand die Verführungstheorie nicht nur unter Sexualwissenschaftlern noch Anklang. Heute gilt diese »Theorie« auch in der DDR, wie alle neueren Untersuchungen belegen, als überholt. In der Rechtspraxis der DDR hat sich diese Erkenntnis auch durchgesetzt, das heißt: der Paragraph wird kaum noch angewandt. Damit aber hat die Sonderbehandlung von Homosexuellen jede Grundlage verloren. Gerade in einem sozialistischen Staat kann man sich aber nicht damit begnügen, Papier Papier und Paragraphen Paragraphen sein zu lassen. Sozialistische Gesetzgebung ist erklärtermaßen auch ein Instrument der Rechtserziehung - in diesem Fall also einer Fehlerziehung.

Das alles läßt Dörner in seiner Antwort an die bundesdeutschen Sexualforscher nach dem Muster »Fälschen durch Weglassen« unter den Tisch fallen. Man muß es fast verstehen. Niemand hat mehr als Dörner ein Interesse daran, den Straftatbestand der Homosexualität beizubehalten. Ihm allein verdankt er die Legitimation seiner Tätigkeit. Mit dem Wegfall des Paragraphen entfiele die materielle Grundlage seiner Forschung. Warum sollten Mittel in eine Forschung investiert werden, deren gesellschaftlichen Nutzen niemand begründen kann? Kein Paragraph - keine Probleme - no money für unproduktive Tätigkeit.

Auch in der DDR gibt es Sexualforscher, die für die endgültige Abschaffung des Paragraphen 151 eintreten. Die erforderliche Anpassung des gesellschaftlichen Bewußtseins und des Strafgesetzbuches an den sexualwissenschaftlichen Erkenntnisstand vollzieht sich jedoch mühsam und in vielen Veröffentlichungen als grotesker Eiertanz. Einerseits verfügt man über neuere Kenntnisse der Sexualforschung und die allgemeine Erkenntnis, daß die Sexualität des Menschen »kein rein biologischer Faktor mehr (ist)«; sie sei vielmehr »gesellschaftlich überformt und damit ein gesellschaftliches Faktum selbst geworden.«' Andererseits soll deutlich gemacht werden, daß die teilweise Aufhebung der strafrechtlichen Verantwortung »keine allgemeine Billigung dieser Handlungen« bedeutet.

Noch habe ich niemanden gefunden, der mir von einem marxistischen Standpunkt hätte begründen können, was an »diesen Handlungen« zu mißbilligen wäre. Unter Bezug auf einen abstrusen Propagandabegriff wird, oft gegen besseres Wissen, die Verführungstheorie wieder eingeführt. Eine offene und bejahende Darstellung homosexuellen Verhaltens, so wurde mir immer wieder erklärt, könne als »Propaganda für Homosexualität« verstanden werden. Gäbe es eine Verführung zur

Homosexualität durch Propaganda, so dürfte es, wie Robert Steigerwald schreibt, in Gesellschaften wie der bundesdeutschen »keine männliche Homosexualität geben, weil wir, angefangen von der (maskulin geprägten) Kunst bis hin zur primitivsten Werbung, täglich in einem ‚Klima' der angepriesenen Heterosexualität, der Schönheit des weiblichen Körpers leben..4

Mit dem Blick auf die nächsten Jahrtausende menschlicher Entwicklungsgeschichte will man sich, wie der DDR-Medizinhistoriker Gerhard Misgeld, alle Optionen auf die Zukunft der Homosexualität offenhalten. Nun kann man sich vorstellen, wenn man an dieser Vorstellung Gefallen findet, daß Homosexualität dermaleinst »absterben« wird; ebensogut aber kann man sich, wenn man daran Gefallen findet, vorstellen, daß sich erst dann die in uns allen angelegten hetero - wie homosexuellen Verhaltensmöglichkeiten voll entfalten werden.

Das aber sind Zukunftsprojektionen marxistischer Weltanschauung, keine Handlungsanweisungen für eine sozialistische Gesetzgebung. Die regelt die Beziehungen heute lebender Generationen.

Welchen gesellschaftlichen Spielraum Homosexuelle in einer sozialistischen Gesellschaft beanspruchen dürfen, ist in der DDR noch nicht geklärt. Da gibt es weit in die Geschichte auch der Arbeiterklasse und ihrer Bewegung zurückreichende Gefühlstraditionen, Erfahrungen und Vorurteile, die die Erweiterung dieses Spielraums erschweren und verzögern. Sexualwissenschaftler werden wie bisher diesen Prozeß beeinflussen. Auch unter ihnen ist Dörners Arbeit umstritten. Sein Einfluß in der DDR war bisher nach meiner Einschätzung eher gering. Psychochirurgische Hirneingriffe werden in der DDR nicht vorgenommen. Die Kritik an dieser Behandlungsmethode der Hirnoperateure, ebenfalls von bundesdeutschen Sexualwissenschaftlern in einer Stellungnahme 5 formuliert, wird von vielen Kollegen in der DDR geteilt, entsprechend auch die Kritik an Dörners »theoretischem Fundament« dieser Eingriffe.

Es muß deshalb alarmieren, wenn die Ergebnisse von Dörners Homosexualitätsforschung in aktuelle wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Veröffentlichungen heimlich, still und leise einsickern.

In den jüngsten Arbeiten der Gynäkologieprofessorin Lykke Aresin, Leiterin der Ehe- und Sexualberatungsstelle Leipzig, läßt sich Dörners Einfluß leicht nachweisen. Gemessen an ihren Veröffentlichungen - und die sind ein Maßstab in der DDR - muß man Aresin als eine der wichtigsten und einflußreichsten Vertreterinnen der Sexualwissenschaft betrachten. Ihre Grundposition zur Homosexualitätsfrage legt Aresin in dem von ihr und E. Günther herausgegebenen Werk »Sexualmedizin« dar: »Homosexualität ist keine Krankheit, die bekämpft oder geheilt werden muß«.6

Auch in dem 1978 erschienen Lexikon-Band »Jugend zu zweit<7 vertritt sie diese Position, auch wenn sie dort zu erkennen gibt, daß sie vom Leben und den Bedürfnissen Homosexueller wenig verstanden hat. Generös räumt sie ein, »daß es vielen Homosexuellen nicht nur um die körperliche Abreaktion sexueller Bedürfnisse« gehe. Wie alle Sexualwissenschaftler aber, die sich dem Erkenntnisstand ihrer Disziplin verpflichtet fühlen, muß sie eingestehen: »Die Ursache der bei Männern und Frauen vorkommenden gleichgeschlechtlichen Neigung ist nicht eindeutig geklärt.« Nicht »eindeutig«. Dann greift sie unter den vielen Erklärungsversuchen einen heraus: »Neue Untersuchungen sprechen dafür, daß auch hormonelle Störungen in der Fetalperlode spätere Homosexualität verursachen können.<

Das klingt noch sehr behutsam und vorsichtig. Vier Jahre später, 1982, gibt sie erneut einen Lexikon-Band heraus. (»Junge Ehen«)8. Auch dort referiert sie von den vielen Erklärungsmöglichkeiten einzig Dörners Hypothesen. Es wird deutlich: Frau Aresin favorisiert Herrn Dörner. Diesmal erweist sich die Autorin schon sehr viel kenntnisreicher im Sinne Dörners- »So wird gegenwärtig von einigen Forschern eine während der Fetalentwicklung aufgetretene hormonelle Störung, die zu einer homosexuellen Prägung sexueller Gehirnzentren führt, angenommen«. Erstmals taucht hier das ominöse Sexualzentrum auf, bei Aresin in der Gefolgschaft von Dörner gleich im Plural.

Der nächste im Sinne der Psychochirurgen logische Schritt erfolgt sogleich. Bedenkenlos referiert sie in ihrem 1983 erschienenen Werk »Sexualmedizin« Forschungsberichte aus den Labors von Tierexperimentatoren. »So zeigen z.B. pränatal mit Androgenen behandelte weibliche Meerschweinchen später männliches Sexualverhalten; bei männlichen Ratten, denen man sofort nach der Geburt die Hoden entfernt hatte, fand sich nach Östrogenzufuhr ein weibliches Verhalten.« 9

Schon was da als männlich oder weiblich .definiert wird, ist barer Unsinn. Wer aber Tierversuche im Zusammenhang mit menschlichem Verhalten anführt, will eine Übertragungsmöglichkeit von der Ratte auf den Homosexuellen nahelegen, auch wenn er noch so sehr beteuert, alles andere als dies im Sinn zu haben. Im übrigen sollte Lykke Aresin wissen, wie schnell das Übertragen und Anwenden von Tierversuchen auf menschliche Versuchspersonen stattfinden kann. Bereits beim ersten Siegeszug der Hormonforschung zwischen 1916 und 1921, wurden, wie Gunter Schmidt nachweist, Homosexuellen Hoden von Heterosexuellen transplantiert. Gleichzeitig wurden sie einseitig kastriert.«

Es sei nachgewiesen, fährt L. Aresin unter Berufung auf Dörner fort, »daß es im Hypotalamus verschiedene Neutronenstrukturen gibt, die z.B. durch stereotaktische Operationen beeinflußt werden können.« Man spürt geradezu, wie erleichtert sie die auf Tierversuchen beruhenden Hypothesen Dörners aufgreift. Und dann deutet sie auch schon den

nächsten und letzten Schritt an. Dörners Hypothesen, »so einleuchtend sie in vieler Hinsicht scheinen«, bedürfen noch weiterer Erforschung und Bestätigung, »ehe man sie rückhaltlos auf den Menschen übertragen kann.« Rückhaltlos.

Man muß Dörner bescheinigen, daß er sich um Rückhalt für seine Arbeit bemüht. Als Internationalist besonderer Prägung stellt Dörner weltweit auf Kongressen seine Untersuchungen über das Bespringverhalten von Ratten vor. Er verbünde sich, sobald Widerspruch gegen deren Übertragung auf homosexuelle Menschen aufkommt, »regelmäßig mit den reaktionärsten Sexualwissenschaftlern«11.

Auch dafür liefert seine Entgegnung neues Anschauungsmaterial. Dörner meint, seiner US-amerikanischen Leserschaft mitteilen zu müssen, daß es *zwei* sexualwissenschaftliche Gesellschaften in der Bundesrepublik gibt. Er zitiert aus einem 1979 in der Zeitschrift »Sexualmedizin« publizierten »Offenen Brief«, in dem die Professoren Müller-Luckmann und Wille ihren Austritt aus der ältesten sexualwissenschaftlichen Gesellschaft der BRD begründeten. Intoleranz und »unwissenschaftliches Verhalten« des gerade zum Vorsitzenden der Gesellschaft gewählten Frankfurter Sexualforschers Professor Volkmar Sigusch sollen die Austrittsgründe gewesen sein. Klar, was Dörner seinem Publikum nahelegen will. Die wahren »Sexologen«, ein Begriff, mit dem er arbeitet, nicht wir, sind die Dissidenten, seine Kritiker die Inkompetenten.

In einem Brief an Sigusch wurde Professor Wille noch deutlicher. Siguschs und »seiner Genossen« Verhältnis zu »unserem Staat«, von dem Sigusch erklärte, er sei nicht seiner, der »lange Marxismusvortrag«, mit dem Sigusch den Frankfurter Kongreß eröffnete, und die »Politisch zu sehende Änderung des Gesellschaftsnamens« hätten in ihm, Wille, die Befürchtung geweckt, zu einem der »letzten bürgerlichen Feigenblätter für Ihre Gesinnungsfreunde« zu werden.

Was interessiert Dörner, daß unter anderem an Wille die Ergänzung des Gesellschaftsnamens »Deutsche Gesellschaft für Sexualforschung« mit dem Zusatz »in der Bundesrepublik Deutschland« scheiterte. Mit diesem Schritt wollte der neue Vorstand den Alleinvertretungsanspruch der westdeutschen Sexualforschung beenden und den Weg zur gleichberechtigten Kooperation mit den Kollegen in der DDR ebnen. Wenn man so fanatisch ein Ziel verfolgt wie Dörner, kann man nicht wählerisch sein. Und so sucht sich Dörner seine Bündnispartner, wo er sie findet.

Anmerkung auf Seite 42:

1) Dannecker, M., G. Schmidt, E. Schorsch und V. Sigusch: Stellungnahme zu den Forschungen des Endokrinologen Prof. Dr. Günter Dörner zum Thema Homosexualität. Sexualmedizin 10, 110-111, 1981 (nachgedruckt in: Das Argument 127,420, 1981; psychologie heute 8, 38-42, 1981; Tijdschrift voor Seksuologie 6, 123-128,1981; Archives of Sexual Behavior 11, 445-449,1982; Beiträge zur Sexualforschung 59, 123-126, 1984)

2) Dörner, G, Letter to the Editor. Archives of Sexual Behavior 12, 577-582 1983

3) Szerrczyk, H. und Burghardt, H. (Hg): Sexualität. Fakten, Normen, gesellschaftliche Verantwortung. VEB Verlag Volk und Gesundheit, Berlin 1978, S. 16.

4) Steigerwald, R.: Protestbewegung, Streitfragen und Gemeinsamkeiten. Verlag Marxistische Blätter, Frankfurt am Main, 2. Aufl. mit einem Nachwort von Robert Steigerwald S. 224, 1982.

5) Rieber, L A.-E. Meyer, G. Schmidt, E. Schorsch und V. Sigusch: Stellungnahme zu stereotaktischen Hirnoperationen an Menschen mit abweichendem Sexualverhalten. Sexualmedizin 5, 442-450, 1976

6) Aresin L., Günther, E. (Hg): Sexualmedizin. Ein Leitfaden für Medizinstudenten. VEB Verlag Volk und Gesundheit, Berlin 1983, S, 115.

7) Aresin, L., Müller-Hegemann, A. (Hg): Meyers Jugendlexikon. Jugend zu zweit. VEB Bibliographisches Institut, Leipzig, 1978, 120 f.

8) Aresin, L. Müller-Hegemann, A. (Hg): Jugendlexikon. Junge Ehe. VEB. Bibliographisches Institut, Leipzig, 1982, S. 79

9) Aresin, 1983, a.a. 0., S. 112.

10) Schmidt G.: Helfer und Verfolger. Die Rolle von Wissenschaft und Medizin in der Hornosexuellenfrage. Vortrag an der Jüdischen Volkshochschule Berlin-West

11) KONKRET 1/82

Konkret-Sexualität 1984, S 42

Stellungnahme

Auszug aus der Stellungnahme der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung zu den Forschungen des Endokrinologen Prof Dr. Günter Dörner zum Thema Homosexualität

Seit vielen Jahren untersucht der Endokrinologe Prof Dr. Günter Dörner; Humboldt-Universität zu Berlin (DDR), die Bedeutung von Sexualhormonen für die vorgeburtliche Entwicklung des menschlichen Gehirns. Seine Resultate faßte er kürzlich folgendermaßen zusammen. » Unphysiologische Hormonspiegel ... während der Gehirndifferenzierung können als 'Teratogene' (Mißbildungsfaktoren) wirken. Sie können zu bleibenden Störungen des Paarungs- bzw. Nichtpaarungsverhaltens führen, die mitfixierten strukturellen Veränderungen in bestimmten Regionen des Gehirns eingehen.« (Hormones and sexual differentiation of the brain. In: Sex, hormones and behaviour, Ciba Foundation Symposium 62 (new series). Excerpta Medica, Amsterdam/ Oxford/ New York 1979, S.91) - Hinter diesen abstrakten Formulierungen steht etwas sehr Konkretes: Dörner hat sexuell abweichendes Verhalten, namentlich die Homosexualität des Menschen im Auge. Letztere gilt ihm als pränatale (vorgeburtliche) neuroendokrine Mißbildung, die mit Hormonuntersuchungen während der Schwangerschaft und mit Hormonabgaben während der Schwangerschaft verhindert werden soll. - Dörner trägt seine Forschungsergebnisse in der ganzen Welt vor, und wir haben ihm als einzelne Wissenschaftler mehrfach widersprochen. Dörners Ziel ist das Ausmerzen der Homosexualität mittels radikaler endokriner Eingriffe während der embryonalen Entwicklung des Menschen. Da wir jetzt Hinweise erhalten haben, Dörner gehe dazu über, seine Vorstellungen in die Tat umzusetzen, und da sich unkritische Berichte über seine Forschungsergebnisse in der Presse häufen, informieren wir als Vereinigung von Wissenschaftlern und als fachlich zuständige Universitätsabteilungen die Öffentlichkeit, wie wir es auch bei den stereotaktischen Hirneingriffen an Menschen mit abweichendem Sexualverhalten getan haben. Daß diese wissenschaftlich begründet seien, haben sich die westdeutschen Operateure übrigens im wesentlichen von Dörner sagen lassen. Beide, diese psychochirurgischen Operationen und diese hormonellen Eingriffe versuchen, ungewöhnliche sexuelle Verhaltensweisen zu eliminieren (..) (Es folgt eine detaillierte Auseinandersetzung mit vier Beobachtungen, auf die Dörner seine Annahmen stützt.: Tierexperimente, Positives Östrogen-Feedback, Hormonspiegel bei männlichen und weiblichen Homosexuellen, Homosexualität und Streß.) - Demgegenüber ist an die elementaren Sätze einer Theorie der Homosexualität zu erinnern: »Homosexualität<, ist zuerst einmal eine anthropologische Kategorie. Als solche bezeichnet sie eine in der menschlichen Anlage bereitliegende Verhaltensmöglichkeit. »Homosexualität« verweist demnach auf alle Menschen, nicht nur auf manifest homosexuelle. - Die manifeste Homosexualität wiederum ist als eine Persönlichkeitsstruktur zu betrachten und nicht als Symptom einer Person oder einer Krankheit. Deshalb auch kann sie nicht beseitigt werden, ohne ein Individuum als gesamte Person in Gefahr zu bringen. Wie beider Heterosexualität, so kann es auch beim Aufbau der Homosexualität zu Konflikten kommen, denen Krankheitswert zugeschrieben werden muß. Zu derartigen Störungen kommt es besonders häufig während des sogenannten homosexuellen Coming out, also in jener Phase, in der die Homosexualität sowohl in die eigene Person als auch in die gesellschaftliche Wirklichkeit integriert werden muß. Gelingt dies nicht oder nur sehr unzureichend, kann es zu Problemen kommen, die manchmal einer Behandlung bedürfen. Die dann einzig angemessene Behandlung ist eine Psychotherapie, welche die gesamte Person im Blick hat und nicht in Versuchung kommt, Homosexuelles wegmachen zu wollen. - Diese theoretische Differenzierung und das aus ihr folgende Bild vom homosexuellen Menschen bewahrt vor einer medizinischen oder psychologischen Praxis, die psychisch aversiv, hirnchirurgisch oder pränatal hormonell der Homosexualität zu Leibe rücken möchte. Unterbleibt eine solche Differenzierung wie bei Dörner, befinden sich Motiv und Zweck der ätiologiscben Forschung in Übereinstimmung mit der geläufigen Diskriminierung der Homosexuellen in der Gesellschaft. Sie zielt auf ein Verhindern homosexueller Entwicklung mittels einer endokrinologischen A-ophylaxe ab. Das und nichts anderes ist das »erkenntnisleitende« Interesse der Dörnerscben Untersuchungen, die ganz offen mit der Möglichkeit einer endokrinologischen Euthanasie der Homosexualität spielen.

Frankfurt am Main/Hamburg, im Januar 1981 - gez. Prof. Dr. med. Volkmar Sigusch (i. Vors. der Deutschen Gesellscbaft für Sexualforschung und Leiter der Abteilung für Sexualwissenschaft des Klinikums der Universität Frankfurt am Main), Prof. Dr. med. Eberhard Schorsch (2. Vors. der Gesellschaft und Leiter der Abteilung für Sexualforschung der Psychiatrischen Klinik der Universität Hamburg; seit Oktober 1982 1. Vorsitzender); Dr. phil. Martin Dannecker (Sekretär der Gesellschaft; seit Oktober 1982 2. Vorsitzender); Prof. Dr. phil. Gunter Schmidt(ehem. 1. Vors, der Gesellschaft).

Konkret-Sexualität 1984, S 43

Herbert Ladendorf

Untergrund

Schleim auf den Vorlagen Kot auf den Unterlagen unterliegende Vorlagen vorliegende Unterlagen

Generale
Genitale
Homosexuale

Gib mir meine Ehre zurück sagte der Marschall zu BILD

Generale
Genitale
Homosexuale

Konkret-Sexualität 1984, S 44

Diedrich Diederichsen

Der Popstar als Zeuge Jeho as

Das ist das Gesicht unserer neuen Popul rkultur: Mi gestaltete, erklemmte Z erge, Sauberm nner und abbeliges Flei l sen den gro en Per ersen ab

Nun sagen Sie doch selbst: Was ist von Perversen zu halten, die für ihre Perversion wie für eine Überzeugung auf die Straße gehen? Das Wesen der Perversion ist doch, einen geheimen Raum ausfindig zu machen, eine Stätte der Lust, die sich auf gar keinen Fall überlagern darf mit dem offiziellen Leben. Ihr Reiz besteht gerade darin, daß man nicht sagt, was man mag. Und jetzt? Die bekennenden Perversen unterliegen einem ganz gräßlichen Geständniszwang, gegen den die katholische Beichte harmlos ist. So gesehen ist der Schwule des Jahres General Kießling.

Die öden Siebziger! Was haben sie nur angerichtet mit ihrem Glauben an die Natürlichkeit: Du bist doch krank, du stehst doch nicht zu deinen Gefühlen, du spielst doch eine Rolle, das ist doch total unnatürlich. Wie oft wurden diese Sätze armen Zeitgenossen ins Gesicht geschleudert, die sich weigerten, ihr Sexualleben zum Gesprächsgegenstand erheben zu lassen, die ihre kleinen Perversionen geheim halten wollten. Kein Coming Out, kein Sichpreisgeben einer scheinaufgeklärten sexuellen Vernunft, sondern SEX DWARF im schmuddeligen, von gelblichem Licht durchfluteten NONSTOP CABARET eines RED LIGHT DISTRICT. Doch immer wieder ertönte die schallende Stimme einer lärmenden Inquisition, die aus der wunderbaren Waffe sexueller Geheimnisse großkotzige, langweilige Bürgerinitiativen machen wollte. Unsere Kinderficker AG sucht noch liebe Leute zum Mitmachen.

In der Geschichte der Popkultur war es der überbewertete, verhinderte Lyriker Jim Morrison von The Doors, der, indem er bei einem Konzert in Miami, um die Jahrzehntwende, sein blaugeädertes Unding herausholte, das DIE SAU RAUSLASSEN zum moralischen Imperativ für die nun folgende Me-Decade erhob. Mein Gott, was haben wir gelitten!

Daß der große Pop-Star immer ein großer Verklemmter, ein leidender Perverser war und sein mußte, wie konnte das in Vergessenheit geraten!

Anfang der Siebziger war der Perverse plötzlich kurz das große neue Ding. Und zwar gut, weil übertrieben und wirklich krank. Wer sich noch an den überdimensional perversen Transvestiten Alice Cooper erinnert, der mit Boa Constrictor um den Hals hysterisch krähte, er wolle zum Präsidenten gewählt werden und später ein ganz normaler Geschäftsmann wurde, der weiß, daß hier die Perversion einen letzten Versuch unternahm, nicht von menschheitsbeglückenden, naiv-freundlichen Bewegungen geschluckt zu werden.

Als David Bowie den alten Schauspieler in »Cracked Actor« sagen ließ: »Suck, Baby, suck, show me your real!«, sich zu Bisexualität »bekannte« und sich von dem in silbernen Glitzergewändern leuchtenden, blonden langhaarigen Gitarristen Mick Ronson auf der Bühne symbolisch in den Arsch ficken ließ, warb er nicht um Verständnis für Minderheiten. Er wollte noch der gute alte perverse Star sein, die Folie für sexuell abweichendes Verhalten von Teenagern, der Verführer, mit dem man im GEHEIMEN allein ist. Nach ihm »bekannten« sich einige andere Pop-Stars. Joan Baez sorgte dann dafür, daß die plötzlichen Homosexualitäten, Bisexualitäten, Päderasten und Sodomien der Stars mit dem Geständniszwang des die saurauslassenden Morrison kurzgeschlossen und zu einer gerechten Sache wurden.

Keine Bedrohung mehr, sondern Podiumsdiskussion.

Ja, Joan Baez war bi und sie bekannte sich dazu. An den Schulen wurde nunmehr gelehrt, der Mensch würde bi geboren und es sei daher das Natürlichste von der Welt, sich für das eine, das andere oder beide Geschlechter zu entscheiden.

Die Pop-Kultur hat diesem Offenbarungs-Imperativ nie gehorcht. Die großartigsten Schwulen der siebziger Jahre, Elton John und Freddy Mercury, haben keine »mutigen« Bekenntnisse abgelegt. Stattdessen haben sie ihre Perversion als solche inszeniert. Sie haben den Interpretierenden immer gezwungen, Pfauenfederarrangement, Florida-Rentnerin-Sonnenbrille, Lederhose oder Christopher-Street-Moustache als Pfauenfederarrangement, Florida-Rentnerin-Sonnenbrille, Lederhose oder ChristopherStreet-Moustache zu nehmen - nicht als erlösendes Aha-Aha-der-ist-schwul-Zeichen.

Als Bowie am schwulsten war, heiratete er die hagere Frau Angie und hatte mit ihr einen Sohn (»Zowie«). Lou Reed, der engste Freund der Drag-Queens aus den Warhol-Filmen, schminkte sich, sang von Transsexualität, bis es keiner mehr hören mochte und zwängte sich alles Leder dieser Welt über seinen Körper, war aber nie schwul. Er hatte nur begriffen, daß in diesen Jahren 1970-73 nur noch die Perversion, die sich rundum als solche fühlt, der totalen Überflutung mit Verständnis und repressiver Toleranz widerstehen konnte.

Bis zu einem gewissen Grad. Irgendwann war die Welt so vollgepfropft mit Show-Freaks und Außenseitern, Zwergen, Vogelmenschen und Entenfickern, daß der Perverse, der wirklich Perverse, sich nur noch durch Rückzug mitzuteilen wußte. Alle Objekte, die früher campy, krank und Eigentum verklemmter, verbogener Geheimwelten waren, sind von Udo Lindenbergs Panikorchester aufgekauft worden und den allgemein aufbrausenden Sympathiekundgebungen für den

Außenseiter ausgesetzt. Der große, geschmacklose Gummipenis des Glam-Rock war unter den Händen des Liberalismus zu einer unverbindlichen, freundlichen Karnevalspappnase degeneriert.

Sex - und wie ich sagte existiert Sex in der Pop-Welt nur als Geheimnis, als Perversion, als Verklemmtheit, als kurz vor der Explosion befindlicher Dampfkessel (nicht als explodierender Dampfkessel wie bei der Mainstream-Rock-Musik der Siebziger) - verschwand für ein paar Jahre völlig von der Bildfläche. Die Jungs und Mädchen, die seit Glam-Rocks Ende (1973, 74) den ewigen Laufsteg (»This Week's Model«) beschritten, waren an Politik, Nihilismus, alternativen Formen der Schallplattenproduktionen, Veränderungen der Hörgewohnheiten, Bier, Gewalt, französischer Philosophie, Kunst, Karate oder Klassenkampf interessiert, nur nicht an Sex. Sex war die stumpfeste Waffe in der Auseinandersetzung mit dem Establishment geworden wo gibt. Ein Mann, der wie Morrison sein blaugeädertes Unding herausholte, war nicht einmal mehr Provokateur, sondern der Klassenlehrer. Die Joan Baez-Richtung hatte alle wichtigen Ämter in Schule und Medien übernommen. Die augenfällige Abwesenheit von sexuellen Zeichen in der Pop-Kultur ließ diejenigen, die sie, die Pop-Kultur, noch nie verstanden hatten, von einer neuen Prüderie sprechen.

Was falsch war: Die jungen Dinger hatten Sex so gern wie eh und je. Er war nur nicht mehr glamourös, provokativ, hip, groovy, verstörend: Sex war elend gesund. Die Bedürfnisse so und so befriedigt. Mit Sex war nichts mehr anzufangen. Sex war langweilig.

Meanwhile... back at the Zeitgeistmachinery: Die Abwesenheit der poppigen, pubertären Verklemmtheiten, Schmuddeligkeiten und Zweideutigkeiten ließen dem Establishment Zeit, ganz alte Sex-Codes zu restaurieren. jedenfalls auf der Ebene von Pop-Äußerungen. In der Wirklichkeit fragten sich blonde Mädchen gelangweilt seufzend: »Soll ich mir heute einen Neger nehmen?« Im Hintergrund sang Marvin Gaye von »Sexual Healing«! Schwarze Musik sprach als einzige noch von Sex. Aber meist schrecklich gesund und allenfalls durch ihre Naivität prickelnd: *Sex is something everybody needs / sometimes you do it slow / sometimes you speed / you can do it from tbe left / you can do it from tbe right / no matter how you do it / it's outasight / and the feeling you get is dynamite.«* Nirgendwo war jemand, der mit Effekt die Sau rausließ. Also konnte man die Sau ruhig wieder einsperren, oder?

Das Establishment hat immer geglaubt, daß die Gefahr die Saurauslasser sind, die Dampfkesselexplodierer. Es hat nie kapiert, daß es die verklemmten, hutzeligen Sex-Zwerge waren, die mit ihrer ganzen unverständlichen Doppelbödigkeit den Saft aus der systemadäquaten Funktionalität der jugendlichen saugten, wie von Roy Lichtenstein gespritzte Blutegel. Also verbreitete es eine neue alte Atmosphäre von Zwang und Muff, die keiner mehr ernst nehmen konnte. Das war die Grundlage für die großartige, glamouröse Rückkehr des großen Glam-Gummipenis. Verbotene Videos, Verschärfung von Jugendschutzparagraphen, wabbeliges Fleisch in Bonn und eine böse alte Heimleiterin in London - das ist der Nährboden des neuen Helden: der sexuell Unvollkommene.

Er hat das, was der wahre Pop-Star immer war, aber nur ahnen lassen durfte, in den Vordergrund gestellt. Seht her: ich bin ein Zwerg, der es mit Schaufensterpuppen treibt und unbeholfen Cajal-Stifte zur Verschönerung des ohnehin rettungslos verlorenen Gesichts einsetzt, ich bin der Obergelackmeierte. Und habe nichts anzubieten außer Blut, Schweiß und Tränen. Er ist nicht stolz auf seine Veranlagung, er hat gar keine. Er ist ein armes Schwein und will geliebt werden. Und in all den Jahren, wo ihm keiner zuhörte und anschaute, hat er sich ein paar Dinge ausgedacht, die er jetzt schüchtern vorbringt. Trotz seiner Mißgestalt will er verführen.

Ich rede von Figuren wie Marc Almond, dem Sänger von Soft Cell, einer Kreuzung aus Strichjunge, Gnom und britischem Spanien-Touristen im Torero-Kostüm□Ich rede von Holly, von der Gruppe Frankie Goes To Hollywood, den es im Video zu seinem Hit »Relax« in eine Orgie des Kaisers Nero verschlägt und der nicht weiß, wie ihm geschieht. Aber er mag es. Er ist unsicher, aber er mag es! Ich rede auch von Boy George, den die Zwölfjährigen lieben (und nicht nur die!) und der nach allen konventionellen Standards häßlich und bemitleidenswert aussieht. Ein süßliches Drag-Queen-Gesicht, das auf einem viel zu langen, in unförmiger Kleidung versteckten Körper steckt. Und er hüpft und springt ewig herum wie eine Achtjährige mit schwersten hormonellen Störungen. Ich rede von seinem Ex-Freund Marilyn und von all den anderen.

Sie alle sind kein Underground-Phänomen. Sie sind Nummer Eins. Sie sind das Gesicht der Epoche. Sie sind häßliche, verklemmte Krähen, aber man muß sie lieben. Sie zeigen Dinge, die einem Teenager noch nie gezeigt wurden in der Geschichte der Populärkultur. Und doch bekennen sie sich nicht, verkünden sie nicht. Sie zeigen, daß sie nichts Klares, Eindeutiges zeigen können und wollen. Daß alles so elend schwierig ist. Alles monströs. Alles Kuddelmuddel. Und doch lohnt es sich, das durchzustehen. Lohnt es sich zu leben.

Und die glamourösesten von allen sind General Kießling und Michael Jackson. Kießling, dessen Gesicht die Folie für ein wochenlanges Mutmaßen abgab. Für ein irritiertes, verschrecktes, hochaufgeregtes Forschen nach dem geheimen Drive hinter diesem Gesicht. Und Michael Jackson, der so verklemmt, kompensierend, mega-, homo-, a- und metasexuell ist, daß er zum Zeugen Jehovas konvertierte. Der Pop-Star als Zeuge Jehovas: die Königsperversion in der Geschichte der Stars! Un-schlag-bar!

Ein New Yorker DJ setzte das Gerücht in die Welt, Michael sei schwul. Und seine Eltern reißen eine bereits abgereiste »Time«Reporterin aus dem Taxi und flehen sie an, das böse Gerücht aus der Welt zu schaffen: .Michael isn't gay. It's against his religion. It's against God. The Bible speaks against it. Michael isn't gay.«

Konkret-Sexualität 1984, S 48

Uwe Maeffert

Eher Schwein als Giraffe, Hase oder Hirsch

Seit drei Jahren nimmt die rechtliche Erektion beim Anblick einer Strauß-Karikatur mal zu und mal ab. Noch aber ist der Höhepunkt, das Bundesverfassungsgericht, nicht erreicht.

Der Hamburger Staatsanwalt Klein begehrte den Ausschluß der Öffentlichkeit, weil ihm deren Sittlichkeit gefährdet erschien. Es war eines seiner letzten Argumente, womit er die Ehre des bayerischen Ministerpräsidenten zu verteidigen suchte.

Es liegt drei Jahre zurück, daß Franz Josef Strauß, sein Ministerialrat Dr. Wackerbauer und der oberste Hamburger Staatsanwalt Wittke sich über eine Zeichnung des Berliner Karikaturisten Rainer Hachfeld erregten. Variationen der Zeichnung steigerten die Erregung noch, die ihren vorläufigen Gipfel erreichte, als Dr. Ossmann, Anwalt des Nebenklägers Strauß, drohend in Aussicht stellte, man werde mit der Schweinerei, wenn nötig, das Bundesverfassungsgericht befassen; denn ein Freispruch hätte unabsehbare Folgen für die politische Kultur dieses Landes. Das war nun eines der letzten Argumente des Dr. Ossmann.

Es ging immer um Sexualität. Amtsrichter Brüggemann, der zuerst mit der Anklage befaßte Richter, beschrieb das corpus delicti als ein »Strauß- Schweinchen, das mit Justiz-Schweinchen offenbar genußvoll kopuliert und selbst von solchen begattet wird«. Weil die Zeichnungen aber in KONKRET erschienen seien, könne man sie - so der Amtsrichter - einer »Systemkritik aus linker Sicht« zuordnen. Es werde Kritik an einem »Schweinchen-Schlau-System« praktiziert. Aber gerade in unserem System sei eine solche satirische Aussage nicht strafbar, »mag sie auch noch so verfehlt, primitiv und dumm sein«. Diese Formulierung, mit der Amtsrichter Brüggemann sicherstellen wollte, daß er mit der Schweinerei nicht sympathisiere, half ihm wenig. Im weiteren Rechtsfindungsprozeß wurde er mit Vehemenz ausgestoßen.

Den Antrieb für den weiteren Fortgang hatten Staatsanwaltschaft und Dr. Ossmann gegeben. Die Entscheidung des Amtsrichters muß auf sie wie eine Art Triebunterdrückung gewirkt haben. Gegen Frust rieb man sich weiter auf und ermunterte sich gegenseitig. Der Anwalt von Franz Josef beschwerte sich auf sechs Seiten, leitender Oberstaatsanwalt Wittke auf der Hälfte davon.

»Vollends unerträglich« - so Dr. Ossmann - sei es, »wenn die zeichnerische Wahl als Schwein dazu eingesetzt wird, den Nebenkläger in Begattungsvorgänge und sexuelle Perversion nach Art der Fellatio, des Kunilingus und des Coltus oralis mit einem anderen Schwein einzubeziehen«. Sein Mandant habe ein »Höchstmaß an Erniedrigung« erfahren, weil der Karikaturist ihn auf ein »säuisches Niveau eingestuft« habe. Oberstaatsanwalt Wittke bezog sich auf Dr. Ossmann (daher nur drei Seiten) und unterstrich mit eigenen Worten, daß es ihm die schweinischen »sexuellen Praktiken« angetan hatten.

Die Beschwerde war der Großen Strafkammer 12 des Landgerichts Hamburg in den Schoß gefallen. Dieses Gericht fand, daß das politische System, das der Satire einen »größeren Freiheitsspielraum« einräume, so freizügig doch nicht sein könne. Der bayerische Ministerpräsident müsse nicht eine zeichnerische Verstrickung in »abartige Arten sexueller Betätigung« erdulden.

Die Formulierungsschwäche des Gerichts beweist geradezu eruptiv die Schwierigkeit der Menschen, Verstand und Sexualität harmonisch miteinander zu verbinden. Amtsrichter Brüggemann wurde durch Amtsrichter Rehm ersetzt, weil nicht »zu erwarten sei, daß der diese Entscheidung erlassende Richter die Auffassung der Kammer innerlich nachvollziehen kann«. Amtsrichter Brüggemann ehrt diese negative Prognose.

Sein Kollege Rehm dagegen wurde in einem zweitägigen Prozeß dem »säuischen Niveau« des Justizfalles voll und ganz gerecht. Das Urteil: fünfzehn Seiten Erguß. Auch Amtsrichter Rehm bebt angesichts »abartiger geschlechtlicher Betätigung« und findet, daß »die geschlechtliche Betätigung der Menschen trotz mancher Auswüchse nach wie vor zum persönlichen Intimbereich der Menschen gehört«. Daß Rainer Hachfelds schöpferische Triebe nur darauf ausgerichtet gewesen seien, den Politiker zu reizen, ist für den Amtsrichter auch deshalb belegt, weil er Franz Josef Strauß »als Schwein und nicht etwa als Hasen, Elefanten oder sonstiges Tier dargestellt hat«. Immerhin: Das Schwein allein würde die Anklage nicht fett machen. Kriminell ist eben der sexuelle Schweinkram, und dafür soll der Karikaturist eine Geldstrafe von 5000 Mark zahlen plus Kosten für eine Veröffentlichung des ausgeworfenen Urteils in der »Süddeutschen Zeitung« unter »Kulturelles«.

Ein Jahr später dann das Berufungsverfahren. Zu den acht Verhandlungstagen zwischen September und November, in denen das Landgericht »auf der Suche nach dem objektiven Aussagekern der Zeichnung« ist, kommt Dr. Ossmann aus München angereist und verbringt seine Nächte vor oder nach dem jeweiligen Verhandlungstag in Hamburg. Er muß sich einsam und beschmutzt am Tatort der Entartung gefühlt haben. Anlehnung findet er nur bei Staatsanwalt Klein. Und der wiederum bei Anwalt Ossmann. In gemeinschaftlicher Prozeßführung sind sie ein so eng verbundenes Paar, daß ihre Einheit den Aussagekern von Hachfelds Karikaturen fast schon exhibitionistisch, in obszöner Offenheit bloßlegt.

Was können erwachsene Menschen in acht Tagen im Gerichtssaal nicht so alles miteinander treiben! So legt die Verteidigung aufreizend auf den Richtertisch ein Jahrbuch von »Titanic«, dem »endgültigen Satiremagazin«. Es soll beweisen, daß Sexualität zunehmend in die Satire geströmt sei. Richter Dr. Maywald kennt »Titanic« nicht. Er blättert in dem dicken Buch, seine Ohren röten sich, er sagt: »Das muß ich mir mal allein in meinem Zimmer anschauen«.

Der Freispruch, der in der bayerischen Staatskanzlei und der Hamburger Anklagebehörde Scham und Abscheu hervorruft, ist mit beachtenswerten Gründen versehen: anders als Amtsrichter Rehm finden die Landrichter den Ministerpräsidenten durch die Zeichnungen gut getroffen. Eine Giraffe etwa oder ein Hirsch seien von seiner realen äußeren Erscheinung viel weiter entfernt als ein Schwein.

Der Mensch ist doch das größere Schwein. Denn: »Die heikle und unschickliche Darstellung des Geschlechtsaktes wird gemildert durch die Darstellung der Personen als Tiere«.

Man finde nicht, daß der Zeichner »die Idee der Darstellung des Geschlechtsverkehrs zu Lasten der Ehre des Nebenklägers ungebührlich ausgeschlachtet« habe. Überhaupt sei der Bezug zur Justiz größer als der zur Sexualität. »Dadurch, daß das eine Schwein, obwohl es eher männliche Gesichtszüge trägt, die Justiz im allgemeinen darstellt, liegt der Gedanke völlig fern, der Nebenkläger solle als Homosexueller hingestellt werden. Daß in dem Figurenreigen auch drei partnerlose Strauß-Schweine vorkommen, ändert nichts an dem von den Zeichnungen vermittelten Gesamteindruck, daß sie sich nicht mit dem wirklichen Sexualleben des Nebenklägers befassen.«

Eine Schweine-Justiz also.

Daß nach Ansicht des Gerichts die Zeichnungen gar nichts mit der wirklichen Sexualität von FJS zu tun haben, gereicht Strauß als Liebhaber nicht unbedingt zur Ehre. War doch in den Prozeß beweiskräftig eingeführt worden, daß die Moral des überwiegenden Teils der Nation erlaubt, die Fellatio zum Beispiel als »eines der schönsten Liebesspiele« zu bezeichnen (vgl. »Eltern«, Lexikon Sexualität unter »F«) Aber das Gericht meinte etwas anderes: »Es gibt keinen Anhalt dafür, daß Franz Josef Strauß jemals sexuelle Kontakte oder Absichten in bezug auf einen bestimmten Richter oder eine bestimmte Richterin gehabt hat, oder dem Gerücht nach gehabt haben soll. Solche Beziehungen sind auch von keiner Seite behauptet worden«.

Was nicht ist, kann ja noch werden. Wenn das Oberlandesgericht den Freispruch kassieren sollte und noch einmal verhandelt werden müßte. Dr. Ossmann hatte bereits angekündigt, die Justiz mit vier Büchern traktieren zu wollen, in deren einzigem Mittelpunkt der »Mensch Franz Josef Strauß« stehe. Und was dabei herauskommt, hat viel mit den endgültigen Prozeßchancen von Rainer Hachfeld zu tun: je sauberer Franz Josef Strauß bleibt, umso größer sind die Prozeßchancen des Karikaturisten. Das ist sicher eines der überraschendsten Ergebnisse dieses Prozesses.

Noch eine letzte liederliche Anmerkung zum Fall: Der Prozeß wegen der Schweinchen hätte nie stattfinden dürfen. Beleidigung oder nicht - das ist die Frage, die viel weiter vorn, als es geschehen ist, gestellt werden* muß. Franz Josef Strauß kann von Hachfelds Zeichnungen nicht beleidigt sein, wenn es die Richter nicht auch sind. Das Gesetz in seiner weitblickenden Erhabenheit verbietet aber, daß ein von der Tat selbst berührter Richter über sie urteilt. Per Richter darf also seine Unschuld nicht verloren haben, um objektiv sein zu können. Nicht befangene Richter müssen den Karikaturisten daher freisprechen wollen. Die befangenen von den unbefangenen Richtern zu trennen - darin kann doch wohl nicht der Sinn dieses Schweine-Prozesses liegen.

Konkret-Sexualität 1984, S 50

Herbert Ladendorf

am leben

der Heizkörper
Ingrid
knackt die halbe Nacht
anrufen
im Kühlschrank das Auto
zieht immer nach links
fehlt der Pflaumenmus
es soll in der Stadt
reizvolle Leiber geben
Hundefutter, Milch, Margarine
Eberhard kommt zum Poker
man müßte mal
Thomas Brasch in Ruhe lesen
die Steuererklärung schmerzt
als die Muskeln vertrocknen
der Zahnarzt ist fällig aber
heute werden Antons Fäden gezogen

Konkret-Sexualität 1984, S 52

Volkmar Sigusch

Gro er Zapfenstreich

ffentlich ausgelutscht ist die Affaire bereits. Kie ling, Rogers, W rner. Aber urde auch begriffen, orum es geht?

Nachrichten im Fernsehen, 26. März 1984. Angekündigt sind Bilder vom Großen Zapfenstreich für den Generalfeldmarschall Günter Kießling. Doch der Motorradfahrer mit dem Film ist noch nicht angekommen- Voller Vorfreude lehne ich mich zurück und denke, hoffentlich klingelt jetzt nicht das Telefon. Endlich kommen die Bilder: junge Männer in Wichs und Reih und Glied, lauter Pfeifen, Kolben, Zapfen, Fahnen flattern dir voran, plötzlich ein kehliger Schrei und dann dieses Tschingderassa-bum-bum. Als wäre dieser Akt eigens für diesen Anlaß entworfen worden.

Werden sie jetzt, wie immer beim Großen Zapfenstreich, samt Rogers in den Choral des Russen Bortnianski einstimmen? (Am nächsten Tag schlage ich mein Gesangbuch auf. »Ich bete an die Macht der Liebe... Ich geh mich hin dem freien Triebe, wodurch ich Wurm geliebet ward... Wie bist du mir so zart gewogen... Durch Liebe sanft und tief gezogen... Dich muß ich haben... Hier ist Vergnügen... Wie beugen sie sich ohne Ende, wie falten sie die frohen Hände ... «). Doch der Motorradfahrer muß eine Filmrolle unterwegs verloren haben. Oder der clevere Marschall hat sich ein anderes Lied der Liebe ausbedungen, abweichend von der Militärgeschichte: »Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand ... «.

Stattdessen höre ich den Minister sagen: Obgleich wir beide, General, vereinbart haben, diese Dinge heute und hier nicht anzusprechen (ich lache wie bei Chaplin), gestatten Sie mir dieses persönliche Wort. Mein Lachen erstickt in den ausgestanzten Hülsen, die ich schon kommen höre: Sie haben schwere Kränkungen hinnehmen müssen. Ich bedaure dies zutiefst. Möge sich zwischen uns wieder das menschliche Einvernehmen herstellen, das...

Richtig: zutiefst ging es zu und einvernommen wurde. Aber: immer noch krank, gekränkt und menschlich? Da geht der Oberbefehlshaber mit der getretenen Stimme im Frieden unsäglichen Blicks auf den Großen Zapfenstreicher zu. Sein rechter Arm ist voll erigiert, ganz nach unten gerichtet. Ich halte den Atem an: jetzt faßt er ihm vor den laufenden Kameras ans Geschlecht... Denn natürlich haben Generale auch ein Genitale, und die Dinge, die sie nicht aussprechen können, heißen wir Triebe.

Genug der szenischen Einstimmung, genug des Amüsements und der Besorgnis. Was lehrt uns der Skandal?

1

Das Triebhafte widerspricht der Verdinglichung, kommt ihm in die Quere. Selbst aus der Erklärung der Kommandierenden Generale vom 24. Januar 1984, einem Lehrstück für verdinglichte Sprache, schaute der Trieb heraus: »Auf Grund der vorliegenden Unterlagen« konnte der Bundesminister der Verteidigung nicht anders und mußte... Angeregt ließ sich die »Frankfurter Rundschau« die volkstümliche Zelle unterlaufen: »Kohl hält Wörner weiterhin die Stange«. Und ein »Zeuge« aus Köln sagte dem Fernsehen ebenso individuell triebhaft wie allgemein verdinglicht: »Bevor ich mich von der Kriminalpolizei protokollieren lasse ... «.

2

Damit ist also nichts gerettet. Auch die Armee, eine Männergemeinschaft, wird nicht zuletzt durch Triebhaftes zusammengehalten. Deshalb muß sie immer wieder offen Homosexuelles ersticken. Denn eine Armee der Liebenden bleibt ein Widerspruch in sich. Das sollten jene Homosexuellen endlich begreifen, die um »ihre Rechte« in der Bundeswehr streiten, Rechte, die es nicht geben kann. Armeen laufen auf Vernichtung hinaus, nicht auf Geschlechtsverkehr.

3

Der General im vollen Wichs ist pornografisch. Doch wir empfinden es oft ganz anders. Obgleich Vertrauen auf das Ganze nicht angelegt werden kann, verlieren Lohnarbeiter es erst, wenn die Pensionsbezüge eines Nato-Höchstbesoldeten nicht gerecht festgesetzt werden. Obgleich alles ausgeliefert ist, vermag uns ein Minister durch Lächerlichkeit preiszugeben. Und wie ist es möglich, daß ein Atomfeldmarschall seine Ehre dadurch verliert, daß er junge Männer begehrt? Wie ist es möglich, daß ihm »Bild« seine Ehre wieder herstellt? Was geht in Kopf und Bauch des Sozialdemokraten Vogel vor, wenn er erklärt, die »unappetitliche Kampagne« schade der Bundeswehr »moralisch«? Solche Verdrehungen und Mystifikationen sind der Kern des Skandals. Sie verdecken den objektiven Gang, sie maskieren, was ist und wie es wirklich ist. Für den Zustand der hiesigen Gesellschaft sind sie charakteristisch.

4

Hermann L. Gremliza sprach in der Redaktion beiläufig, aber wiederholt von der »Tuntifizierung der Republik«. Ich dachte: schön, aber falsch. Wieder einmal werden »Tunten«, also besonders fremdartige Homosexuelle, diffamiert. Wieder einmal wird Gesellschaftliches psychologisiert und klinifiziert. Das meine ich, wenn ich von Verdrehungen und Mystifikationen spreche. (Man denke dabei an Marxens Quidproquo und Fetischcharakter.) Es wäre ja zu schön, um wahr zu sein, regierten in Bonn nichts als Tunten, Tucken, Trinen, Tanten. Tatsächlich aber sind Anstand und Recht um so

bedrohter, desto gemütlicher es scheint. Günter Amendt hatte das begriffen, als er sagte, Kohl, obgleich vielleicht kein Schwulenfreund wie Wörner, habe wie ein guter Familienvater dagestanden: Günter! Manfred! Wieder vertragen! So wird Rechtsstaatliches zur Makulatur, Ehre an und abgestellt. In die Politik zieht Menschlichkeit ein, und die Menschen sind zu Dingen, zu Ballastexistenzen geworden. je provinzieller es in Bonn zugeht, desto globaler ist es. Alles rast in eine Richtung, und wir haben eine Wende. In der Welt grassiert der Tod, weil wir leben, wie wir leben, und wir regen uns über perverse Säue auf, über den Kanzler als Büttenredner oder die schamlose Servilität irgendeines Kabinettswürstchens.

5

Das Private wird ausgerottet. Preisgabe und Selbstpreisgabe kommen an. »Bild« machte es wieder einmal in Serie und rundum: »Kießling Oberst bestätigt: Sex mit Mädchen« (16.1.1984). Augstein heizte am selben Tag verworfener an: Wörner hat »den fixen starken Mann herausgekehrt... Er selber mag uns später einmal erklären, warum« (Spiegel, Nr. 3/1984). Der »Pflasterstrand« zog sofort nach und präsentierte Wörner mit sadomasochistischen Utensilien nackt auf der Titelseite (Nr. 176/1984). Vorher hatte schon »Quick« (Nr. 3/1984) die Preisgabe des Marschalls vollendet. Der gab ihr nicht nur sein Ehrenwort und erklärte, niemals in seinem Leben »auch nur annähernd homosexuelle Beziehungen« gehabt zu haben, er antwortete auch auf das Nachsetzen der Journaille: »Auch nicht in der Jugend?«

6

Homosexuelles wird verfemt, verachtet, verfolgt. Wer das immer noch nicht glauben mag, sollte den Skandal studieren. Alle Staatsparteien bezeichneten Homosexuelles als dreckig, ungeheuerlich, mies. Der, der in diesen »Verdacht« geriet, war für sie nicht nur ein Sicherheitsrisiko, sondern gekränkt, erniedrigt, gedemütigt. Vorneweg wühlten SPD-Bonzen in ihren kleinmütigen Seelen. Mit Wehmut werden sie an ihren Helmut Schmidt gedacht haben, denn unter dem hätte der Marschall nicht mehr pieps gemacht, und seine Ehre hätte er auch vergessen können. Schließlich haben Schmidt und Vogel sich darum verdient gemacht, daß der Skandal voll erblühen konnte. Bei ihrer letzten Regierungsbildung lehnten sie Genschers Wunsch, die Homosexualität endlich strafrechtlich zu entkriminalisieren, abrupt und angeekelt ab. Heute schweigt Genscher.

7

Daran wie an dem ganzen Vorgang könnte erkannt werden, was Liberalität heißt und daß sich die ganze sogenannte gesamtgesellschaftliche sexuelle Liberalisierung der letzten fünfzehn Jahre nur an Oberflächen abgespielt hat. Aber immerhin, wir wollen nicht undankbar sein: Mein »Deutsches Ärzteblatt« wagte in seinem 81. Jahrgang (für die Sammler-Heft 4 vom 27.1.1984, Ausgabe C, Seite 161) einige kesse Sätze. Es empörte sich, »wie verlogen öffentlich über Homosexualität geredet wird«. Die Moral, »die schon seit Jahrtausenden herrscht«, stand in Gänsefüßen, ja die Herren nahmen sogar das Wort Schwule in den Mund, ohne Entenfuß. Offenbar wußten sie nicht, daß das manchem Medizinordinarius reicht, eine Doktorarbeit abzulehnen. Heute sind sie wieder vollkommen im Bild, denn sie bekamen wutschnaubende Leserbriefe und hatten es im nächsten Heft gar nicht mehr so gemeint.

8

Wie der weiterbestehende Paragraph 175 den Verhältnissen adäquat ist, so wird das Homosexuelle als Verfolgtes weiterhin beides sein: konform und subversiv. Konform ist es dann, wenn es mitspioniert, den Machthabern die Stiefel leckt, sich in der Armee wohl fühlt. Subversiv kann es sein, weil es nicht geheuer ist, weil es mit der Maschinerie des Bestehenden nie ganz und gar übereinstimmen wird. Wer das verleugnet, indem er aus Perversen Saubermänner macht, beraubt das Homosexuelle seiner Kostbarkeiten: anders zu sein und widerständig.

Konkret-Sexualität 1984, S 54

Christel Dormagen

Carmen oder die geborgte Leidenschaft

Weder die Oper von George Bizet, noch das Buch von Prosper Mérimée, noch der Film von Carlos Saura können den Zauber lösen, das aktuelle Flamenco-Fieber erklären. Christel Dormagen fuhr ins Zentrum des Rausches und sprach mit dem Magier Saura in Madrid

Kleine Mädchen, kleine Jungs zerlegen Teddies/Puppen/Uhren, um das klopfende Herz aus Schräubchen und Sägemehl herauszufingern. Enttäuscht und klug geworden, fange ich beim Sägemehl an. Tief ergründen, was das Phänomen verbirgt, werden Müßiggänger. Um irgendeine neue Wende zum Alten zu enthüllen; alt-schlau ausgetüftelt und immer schon nichts Neues mehr. Hübscher ist es, die Heftigkeit der ausgelösten Sehnsucht an ihrem Wildwuchs zu erkennen.

Auch eine Verschwörung der Gefühlserzeuger wird nicht zu entdecken sein. Elixierbesitzer, die es horten und weitergeben - gestreckt in schlechten Mischungen. Reinen Stoff gibt es ohnehin nicht auf dem kleinen Straßenmarkt.

Das Kino ist die Gefühls-Anstalt, sagt Herr Kluge. Der Film »Carmen« geht ins Gefühl, finden alle. Gefühle aber sitzen tief. Sehen kann man sie nicht. Wenn man über sie redet, sind sie keine mehr undsoweiter... In Sägemehl und Puderzucker vermischt, fliegt der Fallout der Carmendroge sehr weit. Ich sammle Stäubchen.

Im Fernseh-Talentschuppen tritt eine neudeutsche Flamencogruppe auf. Und bei der Eislaufmeisterschaft tanzt ein kleines blondes Pferdmädchen eine Flamenco-Kür. Die Musikgeographie scheint näher und ferner zugleich gerückt. Nicht mehr Luftballon-Nena und auch nicht Weltall-Tom sind die Lieblinge; das Athmosphärische wird weniger wörtlich genommen, setzt noch einmal auf: Zigeuner – Spanien – Leidenschaft.

Die Freunding am Telefon fragt: »Hast du schon...der ist wahnsinnig...ich mußte heulen...wir sind einfach sitzengeblieben...geklatscht...wie gelähmt...Ach, das kann man nicht beschreiben. Wenn du ihn gesehen hast...« Sie sagt nicht:»Der neue Saura« - wer wüßte denn, wer der alte war? – sondern sie nennt nur den Zaubernamen. Ich habe noch nicht.

Ein Müncher Filmverleih hatte im letzten Jahr einen neuen Saura-Film angeboten bekommen und – abgelehnt. Saura war doch immer so spanisch, fürchtete man, und wer würde all das allegorisch Bedeutsame verstehen wollen. Inzwischen ist man froh, daß der neue Truffaut ganz gut läuft, der mit Liebe im Titel, und Tod.

Ich sehe mir den Film »Carmen« an. Soundsovielte Woche ausverkauft. Keine moderne Platzangstschachtel, sondern Großkino: die Gefühle und die Beine können sich ausstrecken. Ich werde von den Symptomen befallen. Der Mann mit mir sagt: »Fabelhafter Tanz!« Ich lächle hilflos, versuche stotternd wiederzukäuen: »Hach, und da, wo sie ... und wie sie dann... und das Klacken der Absätze ... !«

Die Sinne eilen davon. Der Kopf - gewohnt, das Vergnügen zu verdoppeln, indem er es auf den Begriff bringt - setzt sich widerwillig in Bewegung. Andere Angebote sind schneller, als er denken kann. »Rückkehr der Erotik«, wissen Titelgeschichten schon bald. Auf »Intensität« einigt sich die alternative Sprachregelung.

Ein Portugiese im Bekanntenkreis war siebenmal im Film. »So sind die Frauen!« sagt er, »es lohnt sich einfach nicht für sie ... « Zu leiden, meint er. Und die Deutsche mit spanischem Vornamen, in einem südamerikanischen Land geboren, seufzt: »So sind die Männer!« Dort in den südlichen Ländern, meint sie. Da gehen sie stolz an einer vorbei, zischen aber und warten auf das Zeichen, die ebenso chiffrierte Antwort, und sind »nicht so teutonisch«.

Unter den Kleinanzeigen von Berliner Programmzeitschriften tauchen neuerdings Flamenco-Tanzkurse auf und Gitarrenunterricht. Und Claudia »sucht nette Leute, die zusammen mit mir lernen«. Flamenco eben. Ein ärmlicher deutscher Film, Anfang des Jahres neu im Kino, nennt sich »Bolero«, ist angeblich »wie der Tanz des Lebens« und »endlich ein Film mit Mut zum Gefühl«.

In memoriam: Es war einmal in den frühen sechziger Jahren eine wildhaarige blinde junge Spanierin, die mit einer kleinen Truppe durch Europa reiste, »La Singla« hieß und Flamenco tanzte. Auch im Freiburger Stadttheater, wo ich sie vom 2. Rang herunter mit Augen und Ohren verzehrte. Ich hatte keine Ahnung, was Flamenco war; aber das Plakat war so anreizend gewesen: geworfene Arme, fliegende Haare, stampfender Fuß und ein Kleid, wie ein Kleid sein muß. ich glaube, als ich damals hinschmolz, muß ich mit Kopf-Herzeleid gedacht haben: Wenn man so Frau sein könnte...

Damals verlief die Scheidelinie, die mir Erfolg von Unglück trennte, noch zwischen weiblich und unweiblich, allenfalls: intellektuell und attraktiv. Meine Hingabe an La Singla, die Einzige, war schlicht. jetzt, wo der Tabugraben die Hörigkeit von der Autonomie trennt, soll es schwieriger sein, sagen die Wächterinnen der Freiheit. Ein Wust von Rechtfertigungen hat sich zwischen Lust und Pflicht zu schieben.

Inzwischen ist das Phänomen Carmen längst zum Mythos eingedickt, über den die Süchtigen sich sprachlos verständigen, während die Kulturdeuter den neuen Verkehr regeln. Rausch und Nüchternheit heißen jetzt die Pole, die, sich wechselseitig

bedingend, zur Summe von Existenz addieren und mindestens aus der mittelalterlichen Mystik hergeleitet werden.

Ach ja, der gute alte Sex...

In den Rillen der Schallplatte wartet »die eindringliche Stimmung des Aurafilms«, als Nestgefühl. So lockt die Besprechung des Soundtracks. Aber dann doch nur für solche, die schon »Liebhaber« sind, wie es weiter heißt. Ein Sesam-öffne-dich für praktische Liebhaber will das »Flamenco-Institut Adela« sein. Adela selber hat einen »literarisch-tänzerischen Abend« im Kleinen Theater in Berlin gestaltet. Zwölfmal ist er ausverkauft. Ein Schauspieler mit leidenschaftlichen Armen trägt dort eingedeutschte gereimte Flamenco-Liedtexte vor; Adela, mit Glutaugen-Accessoirs hispanisiert, tanzt, - als müßte Fred Astaire, die deutsche Seele austanzend, zwischen Sein oder Nichtsein entscheiden.

Nein, auf den Carmenfilm hin sei niemand in ihre Kurse gekommen, »höchstens 10 Prozent mehr«, sagt sie am nächsten Tag am Telefon. Nach solchen Abenden kommen sie. Adela ist deutsch, und ihr Flamenco ist Kunst; sie kennt halb Spanien und alle Mitspieler im Film. Reporter, die sie auf Carmen festnageln wollten, hat sie rausgeschmissen. Die Frauen seien vielmehr begeistert, weil man nicht schön sein muß, wie für Aerobic. »Mit Kleid, Ohrringen und dem ganzen Ausdruck kann man da schon was machen«. - »Ach so, über Gefühl schreiben Sie was. Dann sind Sie doch bei uns richtig... der Film... na ja, da wird ja eine Sorte Flamenco getanzt, wo es so viele gibt. Die haben wir alle erforscht. Unser Institut gibt es seit zehn Jahren!«

Nein, sagt auch der Standesbeamte. Eine Welle von Carmenbabies gebe es nicht. »Altdeutsch läuft immer noch«. Er hält das schon deshalb für unwahrscheinlich, »weil der Name doch bekannter ist als der Komponist Bizet«. Gefühl statt Logik.

Zuviel schon! Zur Vernissage von »Zuviel Gefühl« lädt eine entlegene Galerie und Buchhandlung ein. Acht Bleistiftzeichnungen in modischem Kitsch. Ein Bild heißt selber »Zuviel Gefühl< eine sehr Langbeinige hält sich eine überdimensionierte Rasierklinge zwischen die Beine. Es scheint, als bewege sie sie vor und zurück. Ein messerscharfer Schnitt trennt die verfeindeten siamesischen Schwestern Sex und Gefühl.

So komme ich nicht weiter. Die Symptome bleiben verschlossen. Der Seestern in der Waschschüssel will nicht leuchten. Ich möchte ins Zentrum des Rausches. In Madrid wohnt der Magier. Er wird's mir erklären.

Es beginnt verheißungsvoll. Zwei Minuten vom Hotel liegt die Calle del Carmen. Ich nehme die Spur auf, lasse mich am Wettbüro Loteria des Carmen vorbeiführen, sehe davon ab, daß nicht immer ein Lied auch eine Frau ist, gleite mit der Menge ins größte Kaufhaus und höre aus den sanften Musikboxen den Toreromarsch.

Carlos Saura ist Regisseur und lebt in einer kinosüchtigen Stadt. Ihre Schaupaläste sind so prächtig wie ihre Banken. Gegenüber seiner Wohnung geben sie gerade: »El asesine de Rosemary« (»Der Mord an Rosemary«)-

Die Tür öffnet eine junge Frau. Ich hatte eine Leinwandillusion erwartet: Synthese aus Geraldine Chaplin und Laura del Sol - mindestens! Vor der Tür würde ich sie später aber nicht wiedererkennen. Ist sie das Geheimnis des Films? Seine Lösung ist sie nicht.

»1983 scheint das Carmenjahr gewesen zu sein«, sagt er gleich zu Anfang. »Warum? - Das weiß ich nicht«. Während unserer Unterhaltung bleibt er liebenswürdig, hört zu, redet auch gern; die Sätze klingen nicht wie aus der Antwortfabrik. Er ist auch keine. Er lächelt schulterzuckend, ohne daß ich ihn zu ideologischem Gram verführen kann: ja, so könnte es sein. Aber so auch. Warum nicht. Pourquoi pas! Wir reden hilfsfranzösisch, das könnte zu herrischen Plattheiten verleiten. Dagegenan findet er aber die Kopfschrecken, die ich ihm antrage, schön: Wenn nun Carmen allen gefällt, Männern wie Frauen, dann ist das doch schön. Und wenn man in Deutschland anfängt, Flamenco zu lernen - »Das ist doch ein wunderbarer Tanz!« Und wenn Carmen die Droge für Intellektuelle ist wie »Flashdance« für die schlichten Gemüter - »Warum nicht«. Ich komme mir nicht einmal für dumm verkauft vor; mir gefällt, daß er sich nicht auf Deutungsbitterernst festlegen will.

Ein paar Fakten läßt er sich entlocken. Gades und er hätten nach dem ersten gemeinsamen Film gerne weiter zusammenarbeiten wollen und seien »notgedrungen auf den Stoff gekommen. Carmen ist einfach Spanien zum Quadrat«. Er habe nicht Christina Hoyos für die Hauptrolle genommen, weil er »eine jüngere wollte, eine aktuelle, die alle verstehen«. Ja, Laura del Sol lebe mit einem seiner Söhne zusammen, »so bleibt alles in der Familie!« Und spielen wird sie auch im nächsten Film, aber nicht tanzen. Wovon der handelt? - »Sehen Sie ihn sich an, wenn er fertig ist«.

Wir entwischen uns wechselseitig: Immer wenn ich sage, Carmen sei doch ein Männertraum und Angstidol, findet er, sie sei eine »moderne europäische Frau«; von »der spanischen Frau« könne man im Postfrankismus sowieso nicht mehr sprechen. Und wenn ich entgegne: Aber gerade dann widerspricht sie doch den Wünschen von Frauen, die jetzt vernünftig handeln wollen, sagt er: »Carmen ist doch ein Mythos. Ihre Faszination ist ihre Heftigkeit. Sie ist elementar, archaisch und sehr irdisch. Sie macht in jedem Augenblick, was sie will, nimmt und läßt fallen. Sie ist sehr mediterran.«

»Wahnsinn, Leidenschaft, Abenteuer - ein bißchen steckt das doch in uns allen!« Was soll ich da sagen. Aber ich gebe nicht auf: In Wirklichkeit werden doch Männer und Frauen einander immer ähnlicher. Und in dem Moment, wo die Männer

beunruhigt darüber sind, daß ihre alte Männlichkeit infragegestellt ist, kommt Ihr Film und gibt ihnen ihre angestammte Rolle zurück.

Da erregt er sich entschieden. »Das ist doch passé Die Frauen fangen an zu merken, daß es eine Katastrophe wäre, wenn sie Männer würden.« Auch wenn er begreiflich findet, daß sie dieselben Möglichkeiten haben möchten. »Aber der Mann hat sich geirrt, sein ganzes Leben lang. Er hat wie ein Idiot gearbeitet, bis er kaum noch fähig war, etwas anderes wahrzunehmen. Frauen haben sich eine gewisse Reinheit bewahrt.« Reinheit »in Anführungszeichen« sagt er, auf der Hut. »Der Mann ist ein Schwachkopf. Da bin ich Feminist von der anderen Seite her. Ich glaube nämlich, daß Frauen in der Zukunft eine wichtigere Rolle spielen werden. Aber eben als Frauen, nicht als Rivalinnen der Männer. Frauen sollten klüger von der Schwäche der Männer profitieren, anstatt dieselben idiotischen Sachen tun zu wollen.«

Ob Carmen denn seine Idealfrau sei? Das nicht, aber verlieben könnte er sich schon in sie, wenn er sie träfe.

Und das Rätsel, das ich ihm zur Lösung angetragen hatte, bekomme ich hübsch eingewickelt am Schluß wieder zurück: Er habe zwar, trotz seiner spanischen Erziehung, »nie den geringsten Zweifel gehegt, daß Frauen den Männern intellektuell ebenbürtig sind; aber es gibt doch Unterschiede, biologische und was weiß ich für welche... Die Erklärung möchte ich gar nicht wissen. Für mich bleiben Frauen ein Geheimnis. Es gibt Dinge in ihnen, die ich nicht verstehe.« Selbst seine Frau - sie gehe in Kindern auf und sei glücklich damit. Das wird er nie begreifen. Kinderkriegen sei die große Erfahrung für Frauen. Ich bin vermault und frage, ob er mit ihr zusammenarbeitet. Wie mit Geraldine Chaplin, ergänze ich heimlich im Kopf. Nein, sie hat nichts mit Film zu tun. Aber er erzählt ihr alles. Er lebt mit ihr. »Sie ist meine Frau.«

Ich hätte ihn mir, sage ich an der Tür, viel schwieriger vorgestellt. Er hilft mir in den Mantel und lacht. Schade, er hätte sich gewünscht, daß ich ihn »schrecklich kompliziert« in Erinnerung behalte. Er macht eine brüllender-Tiger-Geste, knurrt und fletscht die Zähne und stellt sich in Torero-Positur. Ich sage: Also doch die männliche Carmen! Er gibt mir ein Küßchen als Antwort.

GefühlundHärte, ErotikstattSexualität, KopfaberBauch, LiebeundTod, GlückimUnglück. Na und! Nichts weiß ich. Der Zauberer im Zentrum hext mir die Augen zu. Ich gehe zur Konkurrenz. »Prénom: Carmen« von J.L. Godard läuft gerade in Madrid. Daraus entnehme ich aber nur, daß Dreiecksfilme jetzt Carmen heißen. Und die Droge hat er nicht.

Die Frauen müssen mir helfen. Es gibt einen Frauenbuchladen in der Altstadt. Ich frage, ob Feministinnen vielleicht irritiert auf den Film reagiert haben. Sie verstehen nicht. Nein, ganz im Gegenteil! »Wir lieben Saura, und Carmen ist unser nationaler Besitz.« Alle lieben ihn. Sie lächeln über meine Sturheit, die sich an alten Entweder-Oders festhält. Überhaupt Gades! Der ist nun ein großartiger Mann und Künstler. Und die Krönung ist seine Frau, hochangesehen bei den Feministinnen. Als unbedarfte Sängerin und Filmsternchen hat sie angefangen, dann »eine große Wandlung durchgemacht«. jetzt ist sie berühmt und beliebt und singt immer auf Frauenfesten, unterstützt Aktionen. Pepa Flores heißt die Garantin für die Qualität von Carmen in nachgeheferter Kopflogik. Aber die Hexe tanzt woanders.

Flamenco habe etwas von Striptease, hat Saura mir auf meinen touristischen Detektivweg mitgegeben. »einen richtigen Striptease zu sehen, ist genauso schwierig«. Im Madrider Telefonbuch finde ich eine Tanz- und Ballett-Schule, gehe hin und - stehe vor einer Drogerie mit angeschlossenem Schönheits- und Tanzsalon.

In der Casa Andaluzia, im Stadtherzen, gibt es einen Heimatabend mit Flamenco. Ich sitze unter lauter Spaniern im Kneipenkeller - ein Bilderbuch-Zigeunerpaar mir gegenüber am Tisch - bei Käse und Wein. Echt? Unecht-) - Ein Vergnügen augenscheinlich, für die Zugucker, Dazwischenrufer und Anfeuerer. Für den Chefsänger auf jeden Fall. Der erzählt in der Pause unfeine Witze, wie ich am vorsichtigen Lachen der Frauen errate. Eine kulturelle Einleitung gibt es trotzdem am Anfang. Flamenco besteht aus den Wörtern »Land« und »einwandern«, trägt der Kneipenbesitzer vor. Aus der Fremde kommt die Lust. Und immer leidet einer ganz schrecklich an der Liebe. Aber das wußte ich schon. Nach meinem Lexikon hatte es ursprünglich allerdings »flämisch« geheißen. Ich finde die klagend modulierten Singschlaufen sehr arabisch. Eine Verklärung findet nicht statt.

Auf dem Platz vor der pompösen Zuckerbäckerhauptpost von Madrid steht ein Andenkenkiosk, eine der wenigen Winterreminiszenzen an Touristensommer. Auf dem Bürgersteig ausgebreitet Carmenfächer und Stierkampfplakate, jedes mit Steinen gegen den Wind aus der Sierra festgehalten; alle verschieden und alle gleich: immer eine stolz sich wegrenkende Carmen, immer ein verwegen berittener Torero im Todesstoß.

In der Nähe der Post hegt der Prado. Und darinnen, unter zig Sälen mit Tausenden von Bildern, der eine schmale Raum mit zwei sehr ähnlichen. Davor eine kleine Ballung der sonst spärlich verstreuten Besucher. Links eine junge Frau, auf einen Divan hingestreckt, rechts dieselbe junge Frau, auf den Divan hingestreckt. Die linke im 18. Jahrhundertgewand, die recht nackt.

Und - welche brennt mehr unter den Blicken der Besucher des Post-Carmen-Jahres, die sexuelle oder die erotische? Ich kann es nicht entscheiden. Beide hängen dicht beieinander. Erröten tut keine.

Konkret-Sexualität 1984, S 58

Michael Lukas Moeller

Ich bin nicht Du und weiß Dich nicht

Auf jeden Topf paßt ein Deckel. Bloß wie find ich ihn? Das Rezept eines modernen Psychoanalytikers ist ebenso schlicht wie ergreifend: durch das wesentliche Zwiegespräch. Sieben goldene Erkenntnisse und der Stein der Weisen.

27. Dezember

Liebe Celia,

nichts hat mein Leben und Lieben in den letzten Jahren mehr befreit als das langsame Zusammenwachsen einiger Grundeinsichten in das Paarleben - in mein eigenes, in das meiner Freunde und meiner Klienten. Fünf goldene Erkenntnisse. Ich verspreche Dir kühn: Mit ihnen braucht keine Beziehung mehr zu mißlingen. Sie entwickelt sich wieder. Zu tieferer Bindung oder klarerer Trennung, in der eine Partnerschaft nicht wie üblich einfach abgebrochen, sondern gemeinsam aufgelöst wird. Mir gefiel, was Du dazu sagtest: daß Dir wenigstens die Sicherheit bliebe, Dich zu entwickeln. Wer ist denn auch ernsthaft an einer Beziehungsbewahranstalt interessiert? Ich jedenfalls nicht.

Meine Voraussetzungen für diesen Erkenntnisgewinn finde ich glänzend. Doch reichten sie nicht aus: erst die Beziehung zu Dir hat mir in den letzten fünf Jahren die Augen geöffnet. Warum? Du bist so anders als ich: Portugiesin, Arbeiterkind, fünfundzwanzig Jahre jünger und Oberschulverweigerin. Klüfte in Kultur, Schicht, Alter und Ausbildung. Wie kann ich da nur einen Deiner Sätze so verstehen, wie Du ihn meinst? Und: Hast Du mich je verstanden? Dennoch hat es Jahre gedauert, bis ich Dein Anderssein begriff. Diese Blindheit für das Anderssein eines Menschen, der einem nahesteht, ist kein ausgefallenes Beziehungssymptom, sondern eine allgemeine, typische menschliche Täuschung. jetzt endlich weiß ich, daß ich nichts von Dir weiß.

»Wissen ist seicht, Nicht-Wissen ist tief«.

Wie schwer ist der einfache Tschuang-Tse heute, in der wissenschaftsgeprägten Welt zu verstehen. Damit begann es.

Was sich in mir noch sehr vorläufig zusammenfügt, halte ich für den Kern einer Psychoanalyse der guten Beziehung. Sie muß die bisherige Psychoanalyse der konflikthaften Beziehung ergänzen. Manchmal kommt es mir märchenhaft vor. So, als hätte ich gleichsam einen Stein der Weisen zu verschenken. Er ist auch in Deinen anderen Beziehungen zu verwenden: in der Familie, in Freundschaften, bei der Arbeit - vor allem aber in der Liebe. Er glitzert, dieser harte Brocken: ein Stein des Anstoßes - vor allem an sich selbst.

In meinen Briefen an Dich lasse ich weg, wie die Gesellschaftsmechanik unser aller Liebe in die heutige Kümmerform gebracht hat. Wir sind sie ja selbst und haben keine Alternative. Vergangene Liebesformen passen nicht zu uns. Ich möchte nur daran erinnern, daß die innige, tyrannisch intime Zweierbeziehung ein zwangsläufiges Ergebnis der kapitalistischen Industrialisierung ist und komme im nächsten Brief direkt zur Sache.

Dein Michael

28. Dezember

Liebe Celia,

die fünf Erkenntnisse sind unterschiedliche Ansichten ein und derselben Gestalt - eben der guten Beziehung - und nur miteinander verständlich. Ich nenne sie Dir in vorläufigen und unzureichenden Sätzen. Es fällt mir übrigens nicht leicht, persönlich und bei uns zu bleiben. Ich bin durch die Wissenschaft, die stets verallgemeinert und dadurch beziehungslos Wird, verdorben. Die gute Beziehung ist nicht, sie kann werden. Deswegen fange ich so an:

Ich möchte in unserer Beziehung mit Dir lernen, -

von der wechselseitigen Unkenntnis auszugehen und Dich nicht mehr mit meinen Vorstellungen zu kolonisieren, -

unser gemeinsames unbewußtes Zusammenspiel ernstzunehmen und damit zu erkennen, daß ich verantwortlich, aber nicht unabhängig bin, -

wesentliche Zwiegespräche als notwendig anzusehen und zu verwirklichen; nur so kann ich lernen, mich und Dich ernst zu nehmen; und Du kannst mir nicht wesentlich sein, wenn ich mir nicht wesentlich bin, -

mich in konkreten Erlebnissen und nicht in Begriffen zu erläutern, weil Bilder und Geschichten erst wirklich tiefgehend und umfassend wiedergeben können1 wer ich bin - und wer Du bist, -

zu erkennen, daß ich mir auch die Gefühle mache, von denen ich gern annehme, daß Du sie mir machtest - zum Beispiel Kränkung und Schuldgefühle - oder von denen ich einfach glaube, daß sie mich überkämen -

wie etwa Angst und Depression.

Die gemeinsamen Nenner dieser Erkenntnisse sind wenigstens zwei Einsichten: Zum einen, daß ich meine Beziehung insgesamt sehr aktiv gestalte, auch dort, wo ich denke, es passiert eben so. Vor allem: meine Liebesempfindungen. Du wirst es für Dich nicht glauben, bevor Du es nicht selbst erlebt hast. Zum anderen geht es darum, daß wir uns in Partnerschaften viel mehr austauschen und abstimmen müssen, als wir es ahnen.

Keiner, den ich bisher fragte, bezweifelte das altfranzösische Sprichwort »L'amour est l'enfant de la liberté« - die Liebe ist das Kind der Freiheit. Für mich ist es eine Wahrheit. Sie ist schön. Und sie ist entsetzlich. Denn wir richten die Liebe zugrunde, indem wir in unseren Beziehungen Bindung mit Besitz des anderen verwechseln. Und das tun wir heimlich fast alle. Da helfen keine Dementis.

Wollen wir die Liebe freilassen, geht es also darum, uns wechselseitig zu befreien - richtiger gesagt: die äußere und innere Unfreiheit zu mindern, die wir unter dem gesellschaftlichen Zwang, uns selbst in Kontrolle zu halten, täglich nachproduzieren. Diese Befreiung beginnt - und endet - mit dem Entschluß, uns so zu akzeptieren, wie wir sind. Dein Michael.

29. Dezember

Liebe Celia,

wie beginne ich nur mit der unendlich vielfältigen ersten Einsicht? - Der andere ist anders. Eine Binsenweisheit. Doch keiner lebt nach ihr. Das verblüfft mich heute am meisten. Jedes Paar, das zu mir kommt, verwickelt sich binnen kurzem in die altbekannte Fehde: »Nein, so war es überhaupt nicht, es war vielmehr so«. Sie ringen um die Wahrheit. Die entspricht in der Regel der jeweils eigenen Auffassung. Dazu sage ich dann, sie hätten ja auch recht. Wir haben nur eine einzige Realität: die wir erleben. Das ist unsere Wirklichkeit und Wahrheit. Was wir dabei allerdings pausenlos verleugnen, ist die gleichrangige Wahrheit des anderen. Und die ist eben anders. Es kommt also in der Beziehung nicht darauf an, herauszukriegen, wie es wirklich gewesen ist, sondern sich zu fragen, wie hast Du es erlebt, wie ich.

Was wollen wir denn beide mit einer über uns schwebenden objektiven Wahrheit anfangen? Ich habe nur eine Antwort: von uns selbst ablenken, uns selbst vertuschen. Diese Wahrheit ist belanglos. Bedeutsam ist: zu zweit mit beiden Wirklichkeiten zu Rande zu kommen.

Die meisten Paare erleben einen solchen Hinweis wie eine Erlösung. Nur Männern fällt es schwer, einzusehen, daß Fakten eine Spezialform der Phantasie sind. Eine Eheforschung aus England ergab, daß 80 Prozent aller Ehekräche auf wechselseitigen Mißverständnissen beruhen. jetzt genauer: auf der Unfähigkeit, anzuerkennen, daß der andere seine eigene Wirklichkeit hat. Die Blindheit gegenüber dem Anderssein des anderen gilt nicht nur zwischen Mann und Frau, sondern ebenso in den Beziehungen zwischen Männern und Frauen untereinander.

Die erste Einsicht läßt sich in einen lapidaren Satz zusammenfassen: Deine Beziehung ist nicht meine Beziehung, obwohl es um dieselbe geht. Das macht mir manchmal Schüttelfrost. Erst wenn ich entdecke, daß die Erkenntnis »Ich bin nicht du und weiß dich nicht« die beste Voraussetzung ist, sich verstehen zu lernen, wird mir wohler.

Dein Michael

30. Dezember

Liebe Celia,

wie wirkt es sich aus, wenn ich Deine Andersartigkeit nicht annehme? Ich wähne mich in einer heilen Welt mit Dir. Eine schöne, wärmende Illusion. So einfach, so bequem.

Das Bild dieser lauschigen Hütte reicht allerdings nicht. Denn wenn ich zu wissen meine, Wie Du erlebst, ohne Dich zu fragen, dann mache ich unversehens meine Welt zu Deinem Maßstab. Eine unbemerkte Unverschämtheit. Sie ist bei allen Paaren die tägliche Regel. Psychoanalytiker und andere Helfer sind aus beruflicher Verbiegung mit in der Vorhut und eben deswegen - wie Untersuchungen nachweisen - durch vermehrte Beziehungsstörungen gekennzeichnet.

Auch Du kannst es wahrscheinlich in Deinen Beziehungen wiederfinden. Ohne daß wir es merken, setzen wir also einfach voraus, daß Wir wüßten, was der andere fühlt, denkt, meint, tut. Ich nenne das heute die Kolonisierung des Partners. Es handelt sich um den Versuch, den anderen ins eigene Weltbild sozusagen als Provinz einzugemeinden. Wenn er das nicht will, ist er lieblos. Kein Wunder, daß auch sexuelle Störungen die Folge sind.

Fast jeder Krach in der Beziehung ist meist nichts weiter als der Kampf, wer wen kolonisiert. Seine Scheinlösung ist die Unterdrückung eines der Partner. Einer gibt irgendwann zuerst nach. Die Ruhe im Hause ist dann ein gärender Unfrieden. Die Enttäuschung der unterdrückten Bedürfnisse bleibt unbemerkt. Entsprechend sammeln wir unterdrückten Zorn in der Beziehung an. Unsere Aggressivität läßt die Schuldgefühle ansteigen und verengt schließlich die Beziehung, bis sie

versandet. Da gedeiht natürlich auch keine Erotik. Aus dieser Not machen offensichtlich die heutigen Nordamerikaner die Tugend des No-Sex-

Wir scheinen zu folgen. Es läuft fast automatisch ab. Wir übersehen, daß die Beziehung kein Zustand ist, sondern eine ununterbrochene Entwicklung. Wenn wir die Andersartigkeit des anderen nicht wahrnehmen, leiten wir über Jahre eine Beziehung ein, die schließlich kaputtgehen muß. Zum Glück, möchte ich hinzufügen. Denn noch fürchterlicher sind jene Scheinbeziehungen, die nur noch aus einem glatten Nebeneinander der Partner bestehen und ein Miteinander bestenfalls in der Verwaltung des Alltags kennen. Für mich die häufigste Eheform bei uns.

In einer solchen Beziehung sorgen wir wechselseitig ununterbrochen für Enttäuschungen. Es ist ungeheuer, welcher stille Haß sich über Jahre in einem Paar ansammelt. Er gipfelt im Paar-Rassismus. jeder Rassismus sorgt schließlich für die Auslöschung des anderen. Bei länger bestehenden Beziehungen ist das die schwierigste Aufgabe: diesen Haß und die Mißachtung, hinter der eine große Trauer über das versäumte Leben steht, gemeinsam aufzuarbeiten. Bei denen, die es wollen, kommt oft Jede Hilfe zu spät. Die meisten aber rühren gar nicht daran. Ein trauriges Kapitel. Hoffentlich ersparen wir es uns.

Dein Michael

1.Januar

Liebe Celia,

auch wenn ich es für fruchtbarer halte anzunehmen, daß Du Dich, mich, unsere Beziehung und die Welt anders erlebst als ich, reicht das noch lange nicht, um diese Revolution zu zweit zustandezubringen, die ich in meinen Beziehungen als große Befreiung erlebte. Es gehören die anderen vier Einsichten unauflösbar dazu, und ich wage noch in dieser rezeptängstlichen Zeit, ein klares Rezept auszuschreiben.

Die zweite Einsicht lautet: Mein und Dein Verhalten ist stets doppelt bedingt. durch mich und durch Dich. Dieses Zusammenspiel unseres Unbewußten, unseres unbewußten Handelns bestimmt auf ungeahnte Weise fast alles, was ich tue und was Du tust - vom Denken und Entscheiden bis zum Fühlen und Träumen. Die unbewußte Wahrnehmung ist etwa zweihundertmal umfangreicher als die übliche bewußte Aufmerksamkeit.

Stell Dir vor: Du nimmst von mir zweihundertmal mehr wahr, als Dir bewußt ist - und ich von Dir. Deshalb sind in einer Partnerschaft die Gefühle, die aus den unbewußten Wahrnehmungen und aus dem riesigen Raum der unbewußten Beziehung stammen, viel wesentlicher als die Meinungen des bewußten Kopfes. Nur manchmal wird ein Teil der unbewußten Vorgänge in uns bewußt - bei sogenannten Übertragungen oder bei der Abwehr von Ängsten. Wenn ich Dich so erlebe wie meinen jüngsten Bruder und Du mich wie Deinen älteren, dann entspricht das einer wechselseitigen unbewußten Abstimmung.

Die wechselseitige unbewußte Beziehung läuft sehr schnell und ohne Sprache ab: durch kleine Bewegungen, Veränderungen im Mienenspiel, Tonfall in der Sprache, Gesten und Bewegungsfolgen. Die Liebe auf den ersten Blick gibt einen Eindruck von der Schnelligkeit des unbewußten Austausches. Aber das ist nicht nur am Anfang so, sondern jederzeit in einer bestehenden Beziehung. So erzeugen wir in unbewußten Handlungen auch all unsere Stimmungen, die unserem Bewußtsein vom Himmel zu fallen scheinen. Zu zweit können wir auch viel besser das, was uns Angst macht, aus dem Bewußtsein verdrängen. Doppelt genäht hält immer besser.

Die im Alltag bedeutendste Folge dieser Einsicht ist, daß ich Dir nichts vorwerfen kann, weil ich immer selbst an Deinen Handlungen beteiligt bin. Mit Vorwürfen oder Selbstbezichtigungen versuchen wir immer wieder, einen von uns zur einzigen Ursache zu machen. Diese saure moralische Haltung entpuppt sich als Abwehr der wechselseitigen Verflechtung und Abhängigkeit.

Dein Michael

2. Januar

Liebe Celia,

was können wir tun? Das führt zur dritten Einsicht. Wie Du es auch drehst und wendest, es bleibt nur ein Ausweg, und der ist auch noch der beste: Wir müssen uns wechselseitig erläutern, das heißt wirklich austauschen. Nur so lassen sich vier Bereitschaften gleichzeitig vereinen: Daß ich mich öffne und äußere - was bekanntlich nicht immer leicht gelingt - während Du mir zuhörst, und daß ich Dir zuhöre, wenn Du von Dir sprichst.

Plötzlich wird klar, daß eine solche Beziehungsform ein gemeinsames Handeln ist - und eine Beziehung ist praktisch nichts anderes. In diesen Zwiegesprächen wird sie gemacht, gerät in Bewegung und entwickelt sich. Die wesentlichen Gespräche brauchen eine ungestörte Situation und manches mehr. Daher meine Rezeptur der Zwiegespräche - zum Selbermachen:

Wenigstens einmal in der Woche ein Gespräch. Möglichst regelmäßig, sonst entwickelt sich nichts. Die Wiederholung ist das Geheimnis des Erfolges. Sie gibt Zeit zum Lernen und zum Umlernen; sie läßt der Beziehung Raum, sich in der Tiefe zu entfalten; der rote unbewußte Faden geht nicht verloren. Keine Störung - Kein Telefon, kein Essen, keine Kinder und keine Überraschungsbesuche. Nicht länger als eineinhalb bis zwei Stunden, sonst fördert die unbemerkte Ermüdung aggressive Themen. jeder über sich. Ein offenes Gespräch. Keine Kolonisierung. Äußern und Zuhören möglichst gleich verteilen.

In der Regel geht zu Anfang alles schief. Zwei aber lernen es mit der Zeit besser als einer allein. Wir können uns damit einer idealen Beziehung nähern. Für mich heißt das: daß jeder sich in der Beziehung besser verwirklichen kann als allein. Landauf, landab ist das Gegenteil der Fall: Die Selbstverwirklichung wird behindert, wo es nur geht.

Diese einfachen Gespräche, sozusagen das Selbstverständlichste der Welt, machen Angst und seltsame Schwierigkeiten, auch wenn die Partner sie für sinnvoll, ja notwendig halten. Diese Barrieren gleichen dem Widerstand gegen eine psychoanalytische Therapie. Zunächst geht also nichts. Alle träumen davon, abwarten zu können, bis sie in der richtigen Stimmung sind, oder sich eine gute Gelegenheit im Alltag bietet. Sie bietet sich fast nie. Es genügte ein ruhiger halber Abend. Aber wer hat ihn schon in dieser Leistungsgesellschaft, deren Lücken mit Fernsehen zugestopft werden?

Dein Michael

3. Januar

Liebe Celia,

die wesentliche Beziehung das ist die vierte Einsicht - hat auch eine andere Sprache. Wir sprechen selbst über unsere Gefühle in sehr allgemeinen abstrakten Begriffen. Als Du mich neulich am Telefon als »lustig« bezeichnetest und ich das auch fand, war ich schon schlau genug nachzufragen. Das Ergebnis überraschte mich aber doch: Du fandest mich nicht nur in ganz anderen Verhaltensweisen «lustig«, als ich es annahm, sondern Du meintest mit »lustig« überhaupt etwas anderes. Wir verführen uns mit der abstrakten Sprechweise zu scheinbarem Verstehen, laden zu Projektionen ein, die wir nicht einmal bemerken können, und vergiften schließlich - bei negativen Beispielen - durch unerkannte Mißverständnisse die Beziehung. Ganz anders wird es, wenn wir konkret die Vorstellung schildern, die stets aufkommt, sobald wir einen Gefühlsbegriff wie »gut leiden können« oder »saublöd« verwenden. Bildersprache also statt Begriffssprache.

Und nun zur letzten Einsicht. »Willst Du etwas gemacht haben, dann tue es selber.« Ein kanadisches Sprichwort, das es in sich hat. Mein Gefühl ist schon ein Impuls zu handeln. Wenn ich den erst in mir blockiere, um dann beleidigt zu sein, wenn Du ebenfalls nichts tust, dann schiebe ich einfach Dir in die Schuhe, was ich selbst getan habe. »Du tust ja überhaupt nichts«, lautet dann mein Vorwurf.

Eine weitere gefährliche Falle in der Beziehung ist die Erwartung, daß der andere die eigene Verfassung selber merken sollte. Das ist in der Regel ein maßloser Anspruch und eine Überforderung.

Der Spruch reicht aber noch tiefer: Selbst meine Passivität ist meine aktive Leistung. Viel mehr, als mir bewußt wird, mache ich selbst - nicht nur die Personen in meinen Träumen, die ich nicht bin; nicht nur meine Fehlleistungen; auch meine Liebe, meine Leidenschaft, mein ganz konkretes sexuelles Erleben. Was beabsichtige ich damit, daß ich gekränkt bin? - diese Frage nach den geheimen Absichten in mir ist zentral. Ich mache mir Kränkung, Angst und Depressionen mit Deiner Hilfe selbst.

Nur ich bin verantwortlich für das, was ich fühle. Das heißt für mich: Ich versuche, Verantwortung für mich selbst zu übernehmen. Das ist härter, als ich dachte.

So läuft schließlich alles auf eine Frage hinaus: Ich bin überzeugt davon, daß die Liebe das Kind der Freiheit ist. Und ich habe bisher die Liebe für das Wesentlichste im Leben gehalten. Wenn ich aber frei sein und Freiheit lassen will, muß ich auch zu mir stehen. Bringe ich soviel Mut auf?

Dein Michael

Konkret-Sexualität 1984, S 62

Ingrid Klein

Alles mal herfühlen

Verspätete Wortmeldungen kommen aus dem emotionalen Hochsicherheitstrakt

Auf zwei Dinge ist Verlaß: auf die Welt der Peter Stuyvesant und auf Psychologen. Die eine kümmert nichts, die anderen sich um alles. jeder Trend wird registriert, ordentlich vermessen, moralisch eingeordnet, analysiert. Das dauert, versteht sich. Und so erfreuen wir uns an dem immer wiederkehrenden Phänomen, daß pünktlich zu spät Sonderbände erscheinen. Der neueste von »Ästhetik und Kommunikation« heißt »Gefühle«.

Vorläufiger Schlußpunkt der galoppierenden Gefühlsinflation der letzten Jahre war ein Haufen von Bettnässern, von denen keiner sein Gefühl mehr halten konnte. Haptiker und andere Behinderte ließen jeden Gefühlsausbruch zu labbriger Betroffenheit verkommen, keiner wußte mehr, ob er Mann oder Frau ist, Therapeuten gabs viel zu wenig und jeder war irgendwie echt total genervt. Dann kam Carmen - und die letzten Softis stehen inzwischen unter Naturschutz. Niemand mag sie mehr, niemand will sie mehr.

Wirklich niemand? Doch! Eine von unbeugsamen Berlinern bevölkerte Redaktion hört nicht auf, jedem neuen Triebdurchbruch Widerstand zu leisten. Die Carmen-Verwirrung hat sie noch nicht erfaßt, sie durchleidet noch ausgiebig die alte. Voran Eberhard Knödler-Bunte: »Was ist passiert, daß Gefühle als letzte Instanz von Subjektivität erscheinen, als authentischer Ausdruck von dem, was im rationalisierten Alltag nicht aufgeht?«

Wer so fragt, hat sich die Antworten selbst zuzuschreiben. Und so stolpern die Redaktionsmitglieder auf das weite Feld der Gefühle aus vielerlei Richtungen: »Das Gefühl der Bilder; Die Wonnen der Wehmut; Die Erregungen der Medien und unsere Gefühle; Mit den Ohren denken, mit dem Körper hören; Traumatische Reisen; Tierliebe oder die Taktik des Gefühls; Die Macht der Gefühle ... «

Nach der mühseligen Übersetzung in Sprache lernen wir, daß es Gefühle ungefähr so lange gibt wie Menschen, und daß sie sich verändern wie die Zeiten und die Menschen. Es gibt gute und schlechte Gefühle, und was gut und schlecht zu sein hat, haben im Prinzip immer andere bestimmt, zum Beispiel der Adel, die Kirche, der Staat, die Bourgeoisie, später dann die Psychologen, Regisseure und die Werbung. Kurz: Gefühle sind ein weites Feld.

Das ist weder neu noch originell, sondern - wohlwollend beurteilt - überflüssig. Und auch fleißig, wenn ein Zwölf-Seiten-Artikel mit 105 Fußnoten belegt wird. Oder ausdauernd, wenn eine Gruppe nach fünf bis sechs Jahren in die *Halbzeit* ihrer Psycho-Analyse mit der Erkenntnis geht: »Wir sind den heillosen Verwirrungen in den Geschichten unserer Gefühle nachgegangen: Archäologie in einem verschütteten, beschädigten Gelände. Die Arbeit dauert an.«

Diese Art Gefühls-Mikrochirurgie hat mich früher mal geärgert, heute läßt sie mich kalt. Worüber soll man mit Süchtigen streiten? Solange sie selbst bezahlen ... Angesichts des Trends, Gefühle wieder körperlich zu äußern (und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt), im Zweifel mit dem Klappmesser, wirkt diese gefühlige Hinkelsteinproduktion etwas unmodisch.

Und doch ist die Holprigkeit, mit der Knödler-Bunte uns auffordert, den Platz zum Mitfühlen in der ersten Reihe einzunehmen, gerade in ihrer glaubhaften Hilflosigkeit die Geschäftsgrundlage. Es ist ja nicht so, daß »das Kulturereignis Carmen« an den Berlinern vorbeigegangen wäre. Nur gibt die Anmeldung zum Flamenco-Kursus noch nicht viel her. Doch man ist der Sache auf der Spur, geht ihr nach, bringt schon mal versuchsweise einen Anhang.

Denn noch ist die alte Klientel zu bedienen, die nichts zu verlieren hat außer ihren Gefühlen, und die ihren emotionalen Hochsicherheitstrakt nur von Zeit zu Zeit mit einem ästhetischen Sonderband verläßt. Solange sie unter sich bleiben, tun sie niemandem weh? Oh, das sollte man nicht unterschätzen. Die Zähigkeit, mit der sie über alles reden, was sie nicht mehr haben, hat ihnen eine starke Lobby verschafft.

Spätestens der Fall »Hecker« bestätigte auf furchtbare Weise: Die politische Vertretung vereinzelter Neurotiker haben die Grünen übernommen. Schwoll die »Bild-Zeitung allein bei dem Wort Busen zwanghaft an, reagierten alternative Gemütsmenschen beiderlei Geschlechts automatisch auf einen Mann mit unruhigen Händen. Der Aufschrei erinnerte zeitweilig an Hexenverfolgungen, und der »Grapscher« ist denn ja auch rausgeflogen aus der Fraktion. Daß die Raketen inzwischen eingeflogen worden sind, ist Schicksal, man kann sich eben nicht um alles kümmern.

Das klingt nicht nur, das ist ungerecht. Ich verzichte auf die ausgewogene Darstellung der Ausnahmen und darauf, differenziert zu erfühlen, ob das die »letzte Instanz von Subjektivität« ist, denn für mich ist es ein krasses Beispiel von Gefühlsverfall im »rationalisierten Alltag«. Diese unheilvolle Allianz von alternativen Lederstrümpfen mit Monokelträgern, von Gefühlshippies mit ondulierten Damen, von Feministinnen mit Professoren: lauter Gefühlsdurchbrüche in die Wende.

Da ist plötzlich die Frauenvertreterin der Grünen, Waltraud Schoppe (vom »Spiegel« als eine »nachdenkliche Feministin mit anerkannten Vermittlungstalenten« eingestuft), gegen die Abschaffung des Paragraphen 218, weil »das sagen ja die Männer auch ... «. Frau Schoppe »mag diese einfachen Lösungen nicht«. Vor allem denkt sie momentan darüber nach, »ob wir nicht einmal als Frauen einen penetrationsfreien Tag in der Woche propagieren sollten«.

Man wischt sich die Augen, denkt, das kann nicht stimmen, ich habe mich verlesen, liest noch einmal, und da steht es wirklich genau so da. Und, es stand in der »taz« und nicht in der »Titanic«. Es ist ernst gemeint, so ernst wie die neueste Untersuchung einer Professorin aus den USA mit dem schönen Namen »The Managed Heart«. Genauer, das weibliche, noch genauer, das Herz von Stewardessen. Frau Professor hat diese als ideale repräsentative Gruppe von »Gefühlsarbeitern« untersucht und festgestellt, daß die ständig abgeforderte Freundlichkeit zu Stress führt, der gesundheitsschädlich ist. Alkoholismus, DePressionen, Drogenabhängigkeit, Schlafstörungen, Orgasmusprobleme und sexuelles Desinteresse nehmen zu, weil der Job härter geworden ist.

Genausowenig, wie Frau Schoppe auf die Idee käme, Fließbandarbeiterinnen oder mich zu fragen, ob wir vielleicht für einen Penetrationszwang einmal die Woche sind, fiele Frau Professor Hochschild ein, Verkäuferinnen von McDonalds, sozusagen das Bodenpersonal, als repräsentative Gruppe auszuwählen. Der einen paßt es nicht in den feministischen Bauchladen, die andere hätte ihre Auftragsarbeit sicher nicht finanziert bekommen: Verkäuferinnen haben erstens keine Zeit, zweitens kein Geld und drittens Schiß, ihren Frust dynamisch aufzuarbeiten. Die Erklärungen sind immer einfacher, als man denkt.

Ich habe eine Freundin, die seit ungefähr zehn Jahren hinreichend damit beschäftigt ist, ihre kranke Familie nach akuten und weniger akuten Pflegefällen einzustufen. Sie ist keine Feministin im engeren Sinne, auch wenn sie inzwischen meint, daß »Männer ganz gut für die Elektrik zu gebrauchen sind«. Sie ist einfach eine Frau mit Menschenverstand. Für die dramatische Erzählung einer ehemaligen Kollegin, die nach fünfzig Therapiestunden endlich wieder gemeinsam mit ihrem Mann Auto fahren konnte, hat sie nur ein Schulterzucken übrig. Ebenso für die modernen Kriemhilds, die auf den ermordeten Siegfried mit Betroffenheit reagieren und ihre Rache in einer Schreitherapie auskurieren. Und mit dem sogenannten neuen Trend, gemeint sind die Expressionisten mit dem Tangoschritt und den klappernden Kastagnetten, kann sie auch nichts anfangen.

Ich kann das gut verstehen. Dabei repräsentieren beide Gruppen, gut gerechnet, ungefähr fünf Prozent der Gesamtbevölkerung. Der unerhebliche Rest scheint schlichteren Gemüts zu sein und freut sich, wenn Burt Lancaster in »Vera Cruz« der betrügerischen Gräfin endlich eine runterhaut, ist wütend über ein Strafmandat, entzückt über den Olympia-Bolero auf dem Eis und einen Sieg der Heimmannschaft, fühlt sich mal gut und mal schlecht, ist mal traurig und mal heiter, mal verliebt und mal verlassen und verändert seine Leidenschaften entsprechend dem Gehaltskonto und dem Alter.

Wenn ich wissen will, was sich wirklich verändert hat in der Welt seit Alice Schwarzer, gehe ich sonnabends zum Schlachter bei mir um die Ecke, fahre U-Bahn oder lese ein Interview mit dem russischen Regisseur Andrej Tarkowskij, der intellektuellen Ausgabe von Charles Bronson. Über Seiten verkündet er hemmungslos seine Ansichten über Frauen, die schon die Suffragetten auf die Barrikaden getrieben hätten und weiß eigentlich gar nicht, warum die Interviewerin irgendwie irritiert ist, denn für ihn »gibt es nichts Unangenehmeres als eine Frau mit einer großen Karriere. Nicht etwa deshalb, weil ich dadurch meine männlichen Rechte bedroht sehe, sondern weil darin etwas vollkommen unnatürliches liegt.«

Das ist die Realität, und niemand hat das besser erkannt als die Zigarettenwerbung. Die Welt der Peter Stuyvesant ist immer noch groß und weit, allerdings ist die Männerwelt ein bißchen technischer geworden. Das ist alles. Emanzipation? Neue deutsche Welle? Hausgeburt? WG? Breakdance? Beziehungskiste? Irrelevant.

Konkret-Sexualität 1984, S 70

Regine Walter-Lehmann

Im Streit mit Kopf und Bauch

Größtes Tabu für die Frauenbewegung war immer sie selbst. Lange Zeit galt Zank und Streit über weibliche Sexualität als verpönt. Die Feministin Regine Walter-Lehmann versucht, einige Widersprüche zu erklären

Eine lesbische Identität kann sogar stark von einem Minderwertigkeitsgefühl als Frau, von Frauenverachtung und dem Wunsch, lieber ein Mann sein zu wollen, getragen werden«, schleudert wütend die engagierte AL-Frau, Feministin, hetero und sonst ganz tolerant der zornesbleichen Lesbe entgegen: »ein bedrückend hoher Prozentsatz der Frauen, die in den USA in die Armee eintreten, sind Lesben.«

Der ihr untergeschobene unbedingte Wille zur Beteiligung an männlicher Macht, unreflektiert und politisch blind, läßt die herbe Schöne schließlich verächtlich den Kopf drehen. Und wie zum Trost ob solcher böswilligen und ignoranten Unterstellungen züngelt eine schlanke, weißarmige Tango-Tänzerin, frauenbewegt und bi, an ihrem Ohr. »Sei mein schwarzer Prinz!« Und die Ketten klirren.

Vereint jedoch begaffen alle drei den hohen Leib der Frauenrechtlerin, hetero und schon wieder schwanger. Noch etwas schüchtern, aber mit deutlich größer werdendem Bekennerinnenmut lauscht sie auf das Klopfen in ihr, während sie weiß, daß alle Termine ihres Mannes sich mit ihren Stillgruppentreffs vereinbaren lassen werden. Wie beim ersten Kind.

So oder so ähnlich oder ganz anders. In jedem Fall benehmen sich die Frauen der Bewegung wie waschechte Weiber und zanken sich kräftig. Nach der Zeit des solidarisch gerührten Eintopfes bringen heftige Auseinandersetzungen, schriller Streit, coole Anmache nun die dicken Brocken an die Oberfläche: diese vielen Frauen, an denen schließlich der Versuch scheiterte, einen allgemeingültigen feministischen Lebensweg aufzuzeigen.

Wie kurvenreich, steinig, gesperrt oder verbarrikadiert, nötig oder überflüssig dieser Weg auch immer war, stets nahm er seinen Anfang bei der »Frau an sich«. Bei der »eigentlichen Natur« und dem »wahren Wesen«. Allen von Anfang an vorhandenen Spaltungen und Auseinandersetzungen zum Trotz. Die Liebe aller Frauen war der ideellen Gesamtfeministin sicher und die »wahre Liebe« an einem sicheren Ort.

Die weitblickenden Kritikerinnen und Kritiker durchschauten dies von Anfang an und schon vorher, und sie ließen sich nicht von den vielfältigen nackten Darstellungen und entblößenden Selbstdarstellungen blenden. Denn: selbst die glanzvollste Brüste-Schau und die aufregendsten Klitoris-Galerien und die plakativsten Menstruationsblutmalereien, von den Vaginas in Holz, Stoff, Wachs und Steingut gar nicht zu reden, halfen doch bei aller Öffnung und Offenheit nur der Mästung der großen heiligen Kuh FRAU. Und dieses träge Tier hielt mit seinem riesigen Leib fast alle Unterschiede unter sich verborgen.

Nun, die Pfeile der kritischen Durchblicker trafen (fast) ins Leere. Die Frauen selbst haben mit dem Schlachtfest begonnen.

Die feministische Erkenntnis, daß der weibliche Körper hier und jetzt endgültig zum Abfall wird, wenn die Wiederaneignung durch die Frauen ausbleibt, wird so bravourös um das Recht auf Lust und Laster, Sinnlichkeit, unnütze Begierde und heißes Begehren erweitert, daß nicht nur den frühen Grabrednern und vorschnellen Nachrufern der Frauenbewegung ihre erstaunliche Lebendigkeit vor Augen geführt wird. Die Frauen sind dabei, sich ihre Sexualität in Gänze zurückzuerobern. »Machen wir uns an die Widersprüche!« Und die Frauen tun es. Gekonnt, weil lange geübt**,** raffiniert tricksend und schwesterlich mahnend, mit und ohne Power.

Und sie tun es nicht nur in aller Öffentlichkeit in Berlin, Hamburg, Marktleugast oder in der Karibik, sondern auch in den öffentlich-rechtlichen Anstalten, auf Zelluloid, Video oder Papier.

Hinter den vielfältigen Spielarten feministischer Positionen steht nicht nur die »weiblich-friedliche« Sexualität, sondern die ganze phantastisch-schöne und ach so widersprüchliche Vielfalt gelebter Sexualität. Was schon länger vermutet, geargwöhnt oder vorausgeahnt, läßt sich nun auch schwarz auf weiß belegen, kritisch festnageln, analytisch auseinanderfusseln, hämisch verreißen oder trotzig verteidigen.

Der Schwesternstreit um Liebe und Haß, Solidarität und Verrat bringt Kategorien und Zuordnungen ins Wanken, die einst der Ausgangspunkt für den Kampf gegen das Patriarchat und seine herrschende Heterosexualität waren: Sexualität mit Frauen heißt nicht immer Frauenliebe. Sexualität mit Männern heißt nicht immer Schwanzfixierung. Die Grenzen werden fließend.

Die Frauen brechen den Stab über die heiliggesprochene Qualität weiblicher Tugend so wenig fromm, daß eine aufmerksame Öffentlichkeit spannende und aufregende Details vermutet und auf ihrem Recht auf Information besteht. Schließlich waren es die Frauen selbst, die den Anspruch formulierten, das Private öffentlich diskutieren zu wollen. Halten sie daran fest, müssen sie auch die Kritik der Öffentlichkeit ertragen lernen. Diese wartet in gespannter Erregung.

Die beharrliche Forderung der Feministinnen nach öffentlicher Diskussion und Darstellung ist ihr größter politischer Erfolg. Die Zuordnung von Weiblichkeit und Privatheit wird aufgehoben, Weiblichkeit erhält einen politischen Stellenwert. Die Öffentlichkeit ist zugleich die Crux der Bewegung. Die sexistische Interpretation des »Brüste«-Buches von Daphna Ayalah und Isaac J. Weinstock durch einen »Stern«-Titel ist nur eines von zahllosen Beispielen, wie sehr der schöne Schein trügt.

Mit jovialer Chauvi-Geste wurden wieder klare Verhältnisse geschaffen, und nicht ohne schadenfrohe Süffisanz rückten die Brüste ins rechte Licht der Öffentlichkeit. Dem hatte die durchaus seriöse und keineswegs frauenfeindliche Rezension des Buches im Innern des Heftes nichts entgegenzuhalten, ja, sie verkehrte sich zur dümmlichen Ignoranz der eigenen Verhältnisse. Die Brüste blieben Titten und den Frauen die erneute Erkenntnis: die Verhältnisse sind nicht so.

Die Zeiten, in denen patriarchalische Handstreiche solcher und anderer Art provoziert wurden, um sie sogleich als entlarvende Demonstration männlicher Herrschaftsmoral öffentlich brandmarken zu können, liegen länger zurück als manche es wahrhaben wollen. Die aufrüttelnde Wirkung des anklagenden Zeigefingers ist von kurzer Dauer, und zu schnell wird die Moral zur komischen Nummer. Was alle Welt weiß, mußten die Frauen täglich erfahren. Nun lösen sich leider Herrschaftsstrukturen weder durch intensives Nachdenken oder genaues Beschreiben auf, noch werden sie durch selbstbewußte Mißachtung in den Boden gestampft.

Wie im »Stern« den Brüsten, geschiehts den erotischen Umarmungen in »lui«, Petra Kelly in der »Bunten«, den grünen Busen in Bonn. Und nicht zuletzt muß auch der Versuch, hier an diesem Ort eine offene Auseinandersetzung über den spalterischen Streit der Frauen und ihre Last mit der Lust führen zu wollen, mißlingen. Die Verhältnisse sind eben so. Und sie stehen deutlich auf der Seite der neuen alten Macker, die mit stolzgeschwellter Brust und nicht ohne männlichen Charme verkünden: »Ich bin wie ich bin.«

Männlichkeit ist angesagt und so hätscheln junge deutsche Dichter und andere Männer ihren Schwanz und reisen durch die Welt auf der Suche nach einer passenden Öffnung, um im richtigen Fick verlorengegangene Identität wieder aufzupäppeln. Ebenso selbstverständlich wie breitschultrige Zuhälter und smarte Talkmaster im Plauderton vermeintliche Barrieren überwinden und erfreut wieder zueinanderfinden in den Nöten, die die Kosten und das Gewissen ihnen bereiten, wenn sie im Thai-Puff ihre Männlichkeit verströmen, - um nur einige Variationen des Fleisch und Blut gewordenen Zeitgeistes zu nennen.

Öffentlichkeit darf nicht schon wieder mit Offenheit verwechselt werden, damit der Versuch, einen wie auch immer gearteten Dogmatismus in der Frauenbewegung mit der »Annäherung an die Höhle des Löwen« überwinden zu wollen, eben nicht zur Weiber-Tollheit gerät. Doch Göttin sei Dank. Die plumpen Tricks und die subtilen Fallen lassen die Frauen die Krallen wetzen, die Sinne schärfen und die Lust verteidigen.

Frauen, die heute für den Paragraphen 218 eintreten, werden von der Öffentlichkeit wieder als »Mörderinnen« bezeichnet und laufen Gefahr, als solche in den Knast zu wandern. Angesichts dieser politischen Situation wird die Forderung nach offener Auseinandersetzung um weibliche Erotik und unfeministische Geilheit zum Ansinnen und die Darstellung zur Nabelschau. Dieselbe Öffentlichkeit gestattet sich auch Frauenhäuser, Häuser, die schon längst keine Schutz- und Trutzburgen mehr für Frauen sind. Sie bieten nur noch Schutz für zusammengeprügelte Frauen. Den Trutz hat sich die schlagende Männerherrschaft schnell zurückerobert. Die mißhandelte Ehefrau eines vor Eifersucht rasenden Ehemannes hätte sich doch ihrem Totschlag durch einen Umzug ins Frauenhaus entziehen können, nicht wahr?

Wenn selbst die konkretesten Formen weiblicher Solidarität zum integralen Bestandteil der Männergesellschaft werden, wird die öffentliche Diskussion um weibliche Utopien und die umfassende Darlegung all ihrer ideologischen Verquertheit und Mißverständlichkeit zur bloßen Koketterie mit dem eigenen Unvermögen.

Vorwürfe sind gelassen zu ertragen, denn die scheinbare Aufforderung zum Rückzug aus der Öffentlichkeit trügt oder ist zumindest nur die halbe Wahrheit. Sexualität 1984 - für Frauen konkret genug, um sich in aller Öffentlichkeit brillant, sensibel, erotisch, emotional, dogmatisch, kritisch, stur und aufregend auf einen feministischen Standpunkt zurückzubesinnen. Und schon mal zu bedenken, mit wem, wo und unter welchen Bedingungen Frauen ihren Schwestern das Fell gerben können.

Die sinnenfrohe Vereinigung von Lust und Weib wird den Frauen zum wahrhaft sinnlichen Vergnügen. Geliebt oder verhaßt, pervers oder lesbisch, androgyn oder gar nichts - nichts bleibt unter dem Teppich, der einst lila und aus Jute den Weg wies. In der öffentlichen Auseinandersetzung bleibt die Lust der weiblichen Sexualität nur erhalten, wo sie Intimität meldet, Nähe nicht erlaubt und Offenheit nicht gestattet. Doch keine falschen Sorgen um Weiberklüngel und feministische Zensur, bitte. Es gibt genug Information für alle. Macht Euch Eure Bilder und Gedanken selbst.

Konkret-Sexualität 1984, S 73

Detlef Klein

Nestflüchter und Teilzeitväter

Sie haben mitgeatmet, mitgepreßt, mitgeboren und sind doch die Gelackmeierten

Ich habe mitgehechelt, vor dreieinhalb Jahren, bei der Geburtsvorbereitung für mein jetzt dreijähriges Kind. Ich habe, mit zwanzig anderen Männern und Frauen auf Turnmatten aufgereiht, neben der dickbäuchigen Mutter meines Kindes gelegen und Atmen und Pressen geübt. Das muß der Anfang vom Ende unserer Beziehung gewesen sein. Lächerlichkeit tötet. Hängt einer allein am Reck und schiebt sich zappelnd zum Aufschwung hoch, so lobt man zumindest seinen guten Willen. Hängen zwanzig nebeneinander am Reck und winden sich zappelnd und keuchend über die Reckstange, wird der Scherz unerträglich, man hört den Pfiff des Turnlehrers, hoch gehts, und dann hängen sie da wie die Mehlsäcke, sich wechselseitig an zeitloser Eleganz übertreffend.

Acht Monate nach der Geburt meines Kindes habe ich die Wohngemeinschaft verlassen, heulend, mit Verwünschungen und Drohungen reichlich vollgepackt und mit einem Papier in der Tasche, das mich als unehelichen Vater eines Kindes ausweist.

Heute bin ich vollausgebildeter Teilzeitvater: eine halbe Woche Lohnarbeit, eine halbe Woche Knechtarbeit für mein Kind.

Zugabe an jedem zweiten Wochenende. Mit Kind habe ich ein Glitzern in den Augen, ohne Kind erlischt es. Abends habe ich die Schnauze voll und freue mich auf die herrenlose Zeit. Deswegen habe ich ein schlechtes Gewissen und erschrecke meine Freundin, indem ich nachts hochfahre und das Bett neben mir nach meinem Kind abtaste.

Mein Kosmos ist die selbstorganisierte Kindergruppe. Neun Dreijährige und achtzehn Elternteile sind für eine Erzieherin da. Industriezucker ist schlecht für die ersten Zähne, ebenso weißes Mehl. Freundin, Gewerkschaftswuselei und Halbtagsjob sind Randzonen dieses Riesenkosmos. Der Weg zu ihnen ist weit. Mein Tagesablauf hat den verhaltenen Charme eines Bundesbahn-Fahrplans. Ich bin gekränkt, wenn ich mein Kind in die Kindergruppe bringe und es sich dort verdrückt, ohne mir tschüß zu sagen. Den anderen Teilzeitvätern geht es ebenso.

Von der Spezies der Teilzeitväter gibt es allein vier in unserer kleinen Kindergruppe, frühe Nestflüchter so wie ich, die irgendwann wieder bei Null angefangen und sich erst allmählich aus ihren Löchern und zu ihren Kindern hingetraut haben. Die konnten dann meist schon brabbeln, laufen oder sogar schon quatschen. Auf dem Spielplatz finde ich die Teilzeitväter in Scharen, blaß, noch unbeholfen und unsicher. Wir sind Produkte der ersten Welle neuer Geburts-, Mütter- und Väterliteratur, die ihren Scheitelpunkt erreichte, als sich vor drei Jahren die Geburtskliniken öffentlich bekriegten.

Die neue Literatur fordert dringend, durch eine verstärkte Innigkeit vor, während und nach der Geburt des Kindes und durch ein wechselseitiges Angleichen der Rollen die nicht mehr tragfähige Polarisierung in Brutmaschine und gefühllosen Familienmanager aufzulösen. Den neuen Vätern wurde nahegelegt, sich in die schwangeren Frauen hineinzufühlen, hilfsbereit, anspruchslos und sensibel zu sein und sich durch eigenständige Geburtsrituale, durch die Imitationshandlungen des Mithechelns und Mitpressens in die Mutter-Kind-Dyade, also in die Einheit von Mutter und Kind, einfach reinzuhängen.

Der entwicklungspsychologisch orientierte Teil jener Literatur ging vor dem geradezu hymnisch zelebrierten Bild dieser Einheit noch immer andächtig auf die Knie. Die Beschreibung einer zeitlosen entwicklungslogischen Notwendigkeit im Kleinstkindalter und normative Setzung gingen eine flotte Mischung ein. Ab ans Reck! Ich wollte mit drin sein in der »Dyade«, mir die mutterähnliche naturhafte Kompetenz zulegen, mein Kleinstkind zu wärmen, zu versorgen, ohne daß eine monopolartige Instanz mir reinquatscht.

Vielleicht hatte ich die neue Geburts-, Mütter- und Väterliteratur zu schnell durchgeblättert. Andere mithechelnde Väter hatten mehr Geduld, machten sich sachkundig und führten in Schwangerenversammlungen das große Wort. Die Mutter meines Kindes verstand jene Literatur eher als Anleitung zur höheren Verdichtung der Mutter-Kind-Beziehung. Sie hat mein Kind fast ein Jahr lang gestillt, ich habe bei der Geburtsvorbereitung gehechelt. Die Tür zum Treibhaus der »Dyade« hat sie mir vor der Nase zugeschlagen, statt dessen sollte ich dessen Fenster putzen. Wenn ich die Tür mal geöffnet habe, hat es nur gezogen. Einen Vollzeitjob sollte ich annehmen, andere frühe Nestflüchter erzählen ähnliches.

Auf den ersten Blick scheint der Geburts-Imitations-Ansatz systematisch an der zeitlosen und sich immer wieder naturhaft durchsetzenden Mutter-Kind-Dyade zu scheitern, weil diese in ihrer inneren Logik exklusiv ist. Also runter von den Matten? Ist der neue Vater der ersten Welle im Sinne der frühkindlichen Entwicklung disfunktional, mit anderen Worten: Überflüssig? Ich schätze, das Kleinstkind hat sich pränatal über den am Reck hängenden neuen Vater schiefgelacht.

Lese ich die neuen politischen Reden zur Verteidigung der Republik und insbesondere der bürgerlichen Familie, so erschließt sich mir noch ein zweiter Sinn: ich bin beteiligt an der überfälligen bundesweiten Schaffung eines neuen

Sozialverbandstypus - Kleinstfamilie mit rotierender Besetzung.

Konkret-Sexualität 1984, S 74

Martin Dannecker

Unsittliche Moral

Hätte unser Sexualtrieb keine andere Stimme, so bliebe ihm doch immer noch die katholische Kirche.

Kein Pontifex maximus dieses Jahrhunderts hat öffentlich intensiver mit dem Sexualtrieb gerungen als Johannes Paul II. Die Stadt Rom und der Erdkreis werden seit Beginn seines Pontifikats mit bemerkenswerter Beharrlichkeit über den richtigen Gebrauch der menschlichen Geschlechtseigenschaften belehrt. Auf jeder seiner Pilgerfahrten und apostolischen Reisen hat sich dieser Papst zur Sexualität geäußert. Und ist er in Rom, wiederholt er seine ernsten Warnungen vor den Gefahren, welche der Kirche und der Menschheit aus dem laxen Umgang mit der Sexualität erwüchsen.

Vehement verteidigt er die alten Inhalte der katholischen Sexuallehre und erneuert den Anspruch der katholischen Kirche, in Fragen der Sexualität oberste Autorität zu sein - mit einem Nachdruck, daß man sich als Sexualwissenschaftler an eine mittelalterliche Universität versetzt fühlt.

Auch mit den jüngsten Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls zur geschlechtlichen Erziehung erhebt sich die katholische Kirche zum SuperviS0r der Sexualität. Sie bestimmt die Inhalte und weist Aufgaben zu. Der Wissenschaft werden Grenzen gezogen, und der auf diesem Gebiet ohnehin nur unvollkommen säkularisierte Staat wird angehalten, strafrechtlich zu sanktionieren, was der Kirche mißfällt: »Aufgabe des Staates ist es, die Bürger gegen sittliche Ungerechtigkeiten und Unordnungen zu schützen, wie Mißbrauch jugendlicher, Jede Form sexueller Gewalt, das Verkommen guter Sitten, die Permissivität, die Pornographie und unsachliche Verwendung bevölkerungspolitischer Informationen.«

Weil die Kirche zumindest in Industriegesellschaften auf den Staat und das Sexualstrafrecht nicht mehr so recht bauen kann, setzt sie jetzt auf die Sexualerziehung als ein in den modernen Industriegesellschaften bereitliegendes Instrument zur Beeinflussung sexueller Verhaltensweisen. Sexualerziehung soll sein, Jedoch nicht dazu, die Heranwachsenden über die Sexualität des Menschen aufzuklären. Veranstaltet werden soll Sexualerziehung, um die Grundprinzipien katholischer Sexualethik zu vermitteln und die begonnene sexuelle Aufklärung zu verdunkeln.

Hätte es noch eines Beweises dafür bedurft, daß die Einsprüche von Elterninitiativen gegen die Sexualerziehung an Schulen sich nicht gegen das Fach als solches richteten, sondern dessen Inhalten galten, mit der römischen »Orientierung zur Erziehung in der menschlichen Liebe« läge er vor. Die katholische Kirche drängt in die Sexualerziehung hinein, um das dort möglicherweise noch vorhandene Verlangen nach sexueller Emanzipation zum Verstummen zu bringen. Daß die Kirche auf die Sexualität der Menschen nur dann Einfluß gewinnen kann, wenn sie sich auf sie einläßt, hat Karol Wojtyla erkannt, längst bevor er zum Papst gewählt wurde. Er, dessen theologisch-philosophisches Schaffen um sexualethische Fragen kreist, befand in einem seiner Hauptwerke bündig und kurz: »Das Problem des Sexualtriebes ist eines der entscheidenden ethischen Probleme.«

Gewiß wirft der Umgang der Menschen mit ihrer Sexualität auch ethische Probleme auf. Wenn jedoch die katholische Kirche ihre spezifischen Probleme, die sie mit dem Sexualtrieb hat, zu einem allgemein sittlichen Problem der Menschen machen möchte, ist ihr entschieden zu widersprechen. Gerne wäre ich indes bereit, die brennende Sorge der katholischen Kirche über den Umgang der Menschen mit ihrer Sexualität zu akzeptieren, wenn sie diese in der ihr angemessenen Bescheidenheit vorbringen und als ihre eigene begreifen würde. Selbstverständlich vermag jedermann nachzuvollziehen, daß die katholische Kirche den Sexualtrieb als eines ihrer entscheidenden Probleme ansieht in einer Zeit, in der sich viele ihrer Mitglieder gerade wegen ihrer starren sexualethischen Haltung von ihr abwenden. Auch die Schwierigkeit, Klerus und Ordensleuten die Verpflichtung zu völliger geschlechtlicher Enthaltsamkeit nahezubringen, muß die Kirche beunruhigen.

Tatsächlich ist die Sexualität für die katholische Kirche zu einem entscheidenden Problem geworden. Das Problem ist durchaus von der Art, daß davon der Fortbestand der katholischen Kirche als Institution berührt wird. Es ist deshalb auch nicht abwegig zu vermuten, der auf dem Gebiet der Sexualethik so gut ausgewiesene Kardinal Wojtyla sei zum Papst gewählt worden, weil man ihm zutraute, die Konflikte, in welche die katholische Kirche mit dem Sexualtrieb geraten ist, zu meistern, ohne dabei ihre grundsätzlichen sexualethischen Positionen preiszugeben.

An Versuchen hierzu fehlt es nicht. Auch das neueste Dokument aus Rom ist als solcher zu werten. Dort werden inzwischen jene Tendenzen ausdrücklich kritisiert, »deren Anliegen es war, die Geschlechtlichkeit abzuwerten, so als ob sie natürlicherweise des Menschen unwürdig sei«. Eine solche Aufwertung der Geschlechtlichkeit treibt die Kirche allerdings in noch tiefere Widersprüche hinein. Solange sie die Keuschheit preist, der Jungfräulichkeit huldigt und am Zölibat festhält, muß ein engagierter Katholik an der Aufwertung des Sexuellen zweifeln. Er wird die Teilung der Sexualität nicht verstehen können und deshalb die Aufwertung des Geschlechtlichen als das begreifen, was sie ist: bloßer Schein. Sollte es nämlich leichter sein, Gott zu lieben, wenn man sich der Sexualität entschlägt - und deshalb verlangt die katholische Kirche von ihren Amtsträgern sexuelle Enthaltsamkeit -, dann steht die Sexualität weiterhin zwischen Mensch und Gott. Für einen

gläubigen Laien bleibt auch weiterhin keine andere Wahl, als diese Krise dadurch zu verkleinern, daß er die Sexualität abwertet.

Wenn sich auch die katholische Kirche gegenwärtig nicht mehr gar so sexualitätsfeindlich geriert wie Augustinus: das sexuelle Trauma, das dieser Kirchenvater ihr einpflanzte, hat sie keineswegs überwunden. Das ist nahezu aus jedem der 111 Paragraphen der neuesten Verlautbarung des apostolischen Stuhls abzulesen.

Augustinus, von dem wir aus seinen »Bekenntnissen« wissen, daß er bei der Sexualität weiß, wovon er spricht, hat die katholische Kirche die Furcht vor der Sexualität gelehrt, indem er deren Macht zu hoch veranschlagte. Weil ihn nur »harter Fessel die Liebe zum Weibe« davor zurückhielt, sich Gott ganz hinzugeben, haßte er nach seiner Bekehrung die Sexualität mit all der Leidenschaft, mit der er sich ihr vorher widmete. In seinen Invektiven gegen die Sexualität feiert er jedoch ihre Größe und die ihr innewohnende Kraft. Weil sie ihm zuviel gab, wertet er sie ab. Der Makel der Sexualität liegt für ihn in den großen Gefühlen, die sie bereitet, liegt in der sexuellen Lust.

Weil man ohne Lust weder die für das Leben notwendigen Speisen zu sich nehmen noch den zum Gewinn von Nachkommenschaft erforderlichen Zeugungsakt vollziehen könne, erschwere bereits eine maßvoll gelebte Sexualität die Hingabe an Gott. Schon sie berge die Gefahr in sich, Lust um ihrer selbst willen zu erstreben und damit, wie Augustinus meint, in einem erbärmlichen Leben zu enden. Über die Sexualität gerate man in einen unentrinnbaren Kreis von Abhängigkeit, und deshalb sei es besser, sie zu meiden: »Denn aus dem verfehlten Willen ward Leidenschaft und da der Leidenschaft ich nachgab, ward Gewohnheit daraus, Gewohnheit aber, der man nicht widersteht, wird zum Zwang.«

Wenn Augustinus damit ausdrücken wollte, die bei der sexuellen Handlung notwendigerweise erlebte Lust verlange danach, diese um der Lust willen zu wiederholen, vermag ihm die Sexualwissenschaft nicht zu widersprechen. Auch darin muß sie ihm zustimmen: daß die Menschen den sexuellen Genuß, den sie sich zu bereiten imstande sind, als etwas zutiefst Diesseitiges begreifen. Deswegen hat Augustinus wohl auch mit seiner Befürchtung recht, eine glücklich gelebte Sexualität erschwere die vollkommene Liebe zu Gott.

Zur Quelle von Zwang und Abhängigkeit wird die Sexualität und die ihr beigegebene Lust indes nur dem, der sich der ersteren hingibt und die letztere verdammt. Sexuelle Freiheit beginnt erst, nachdem die Lust als der eigentliche Zweck der Sexualität akzeptiert wird. Erst auf dieser Basis werden Entscheidungen darüber möglich, ob und in welcher *eise man Lust erleben möchte. Die katholische Sexualmoral wird demgegenüber von der sexuellen Lust beherrscht. Sie ist das andauernde Ritual, das der Lust Fesseln und Bandagen anlegt. Mit jedem neuen Strick, mit dem die katholische Sexualmoral die Lust zu unterwerfen trachtet, bestätigt sie jedoch deren Größe und verhilft ihr zum Triumph über die Moral.

Wer die katholische Sexualethik begreifen möchte, muß sich mit der Ehelehre der Kirche auseinandersetzen. Sie enthält die Sexualethik schon deshalb in toto, weil alles, was sexuell außerhalb der Ehe geschieht, grundsätzlich unsittlich ist. In der Ehe aber haben Mann und Frau darauf zu achten, daß die Lust nicht überhandnimmt. Nur wenn sie die vorgegebene Hierarchie der Zwecke der ehelichen Sexualität beachten, fehlen sie nicht. Denn die Kirche lehrt unverbrüchlich, »daß die Ehe in erster Linie die Fortpflanzung zum Ziele habe; ihr Nebenzweck sei der gegenseitige Beistand. Als dritten Zweck nennt man die Stillung des Triebs. So hat also vom objektiven Standpunkt aus die Ehe vor allem dem Dasein zu dienen, in zweiter Linie dem Zusammenleben von Mann und Frau, und schließlich einer guten Ausrichtung des geschlechtlichen Begehrens«. Durch nichts, auch nicht durch die tiefste Liebe, darf die Fortpflanzung von ihrem ersten Platz verdrängt werden.

Von diesen wohlbekannten Grundsätzen leitet die katholische Kirche von Zeit zu Zeit Ausführungsbestimmungen zu bestimmten sexuellen Verhaltensweisen ab. Wird ein solches kirchliches Dokument veröffentlicht, gibt sich eine aufgeklärte Welt respektvoll erschüttert darüber, daß vorehelicher und außerehelicher Geschlechtsverkehr, Masturbation, »verworrene geschlechtliche Ausdrucksformen« (petting), moderne Methoden der Schwangerschaftsverhütung und homosexuelle Kontakte als illegitim und unsittlich bezeichnet werden. Auch nachdem im Dezember 1983 die »Kongregation für das katholische Bildungswesen« ihre »Orientierung zur Erziehung in der menschlichen Liebe - Hinweise zur geschlechtlichen Erziehung« vorlegte, reagierten ansonsten durchaus weltliche Kreise irritiert.

Diese Irritation ist deshalb erstaunlich, weil die katholische Kirche nie den Anschein erweckt hat, sie setze sich für die Befreiung des Sexus ein. Nie ist sie von ihrem tiefempfundenen Auftrag abgerückt, die Sexualität zu beherrschen und die Lust zu verdammen. Ihre Zugeständnisse bleiben an der Oberfläche und beschränken sich auf den seelsorgerischen Bereich. Den sexuell Gestrauchelten wird inzwischen zwar eine mildere Hand angeboten als vordem. Mit ihnen wird ein seelsorgerischer und beraterischer Dialog geführt. Doch sollte man sich von diesem geschmeidigen Dialog nicht täuschen lassen. Sein einziger Zweck ist der, die ausgebrochene Sexualität zurückzuholen unter die strenge Herrschaft der katholischen Sexualmoral.

Zu keinem anderen Zweck erhebt der Wojtyla-Papst so häufig seine Stimme in Sachen Sexualität. Seine Mahnungen sind Schwanengesänge auf den verlorenen Einfluß der katholischen Sexualmoral. Wenn auch die Menschen ihre Sexualität noch

nicht wirklich autonom beherrschen, so liegt die Beherrschung der Sexualität auch nicht mehr in den Händen der katholischen Kirche.

Die katholische Sexualmoral ist archaisch und roh. Durch die von ihr aufrechterhaltene Reduktion der Sexualität auf die Fortpflanzung, die durch ihre Abwertung der sexuellen Lust zustande kommt. hat sie sich vom Wesen der menschlichen Sexualität so weit entfernt, daß es den Menschen nicht möglich ist, sich nach den Gesetzen der katholischen Sexualmoral zu verhalten. Eine moralische Vorschrift, die auch mit bestem Willen nicht eingehalten werden kann, ist aber selber unsittlich.

Durchgesetzt hat sich dagegen eine neue Sittlichkeit, die es den Menschen erlaubt, den anderen als Lustobjekt zu gebrauchen, ohne dessen personale Würde zu verletzen. Ein solch sittliches Verhältnis ist dann gegeben, wenn die lustvolle Beziehung wechselseitig und jeder in der sexuellen Handlung zugleich Subjekt und Objekt ist. Als sittlich wird jetzt empfunden, die eigene Lust von der Lust des anderen begrenzen lassen, und umgekehrt, die eigene Lust entlang der des anderen zu entwickeln. Wo solche Voraussetzungen nicht gegeben sind, gleichgültig bei welcher Form der Sexualität, sprechen wir auch weiterhin von unsittlichen sexuellen Verhältnissen und fassen sie als eine Mahnung zur Veränderung auf.

Konkret-Sexualität 1984, S 77

Felix G. Samson

Kleidung, Nacktheit, Natur und andere Maskeraden

Andere Länder, andere Sitten, und jedes Tabu wurde verletzt. Überall. Die Internationale der Nackten läßt nur einen Wunsch offen: alles wieder anziehen.

Achtundzwanzig Brüste auf der Rückseite der Zeitschrift »Courage«, im Oktober 1983. Vierundzwanzig Brüste auf der Titelseite des »stern«, wenig später. Männerschwänze daraufhin, aus Protest (hä?) dagegen, aufgerichtet oder schlaff, in »Emma«, »taz« und »Brigitte-Pussies Sonderdruck. Und in Flammen wegen all dem der 1001. Nebenkriegsschauplatz der Republik. Die »Quick« mit einem Artikel über Frauenhintern prompt mit dabei.

Merkwürdig, daß niemand fragte, was fehlte. Fehlte denn was. ja. Das Röschen! Das Röschen. Wieder einmal blieb ein Rest, ein Tabu. Wieder einmal blieb das Letzte ungesagt. Zeigen wir endlich das Röschen! Diskutieren wir endlich seine Betroffenheit, seine Sehnsüchte, seine Versagungsängste, seine erotische Entsorgung!

Und danach ziehen wir uns alle wieder an, ja? Ich kanns kaum erwarten. So ganz normal, in Kleidern. Topgeil, das.

In einem kleinen sardischen Ort am Meer, mit genügend Strandplatz für bekennende Katholiken, alte Bäuerinnen in schwarzen Unterröcken aus den Bergen und sanft geduldeter FKK, erzählte vor einigen Sommern der Maresciallo, das ist der Dorfpolizist, an der Hotelbar, wie ihn einmal eine junge, sehr hübsche Deutsche in ihren Bungalow eingeladen habe, zum Kaffee. Nachmittags, nach der größten Hitze, sei er auf einen Sprung vorbeigefahren, in Uniform, versteht sich; im übrigen, er sei kein Mann von Traurigkeit, aber sie habe einen halben Meter zuviel gehabt, in der Länge, gemessen an ihm, und er habe sich wirklich nichts ausgerechnet, ehrlich. Aber dann habe sie ihm nackt geöffnet. Und nackt an den Kaffeetisch gebeten auf der Terrasse. Was tun? Wie ruhig bleiben angesichts von Brüsten, die einem Mann im besten Alter beim Kaffee-Einschenken in den Mund baumeln? Sich einfach auch ausziehen? An sich verlangte die Landessitte den sofortigen männlichen Zugriff. Aber diese Fremden aus dem Norden: Was, wenn sie sich nur eine Teufelei ausgedacht hatte, damit er, der Polizist, sich vorbeibenahm?

Sta calmo! habe er sieh also gesagt und erstmal den Kragen gelockert; Ruhiggeblieben!

Und vor allem nicht vergessen: Die Sitten ändern sich! -

Er habe aber kaum an seinem ersten Plätzchen geknabbert, als plötzlich, von hinten, ein Schatten auf die Terrasse gefallen sei: Der Ehemann! Ich mit der Hand zum Revolver, natürlich. Ich rechnete mit dem Schlimmsten. Aber was tut der Gatte? Er setzt sich dazu! Mein lieber Mann, da kenne sich einer aus!

Von Zarinnen wird erzählt, daß sie sich vor männlichen Bediensteten ungeniert nackt gezeigt hätten; für sie waren Bedienstete keine Menschen. Ist der Maresciallo von San Turreddu, Sardinien, für unser Ehepaar aus Plastikhausen, BRD, ein Mensch zweiter Klasse gewesen? Wohl kaum. Aber verklemmt und hinterwäldlerisch irgendwie schon, irgendwie unfrei, wie er reagiert hat, nicht wahr? Kann sich doch schließlich anpassen an die Sitten der Gast-Arb.... äh, der Urlauber, wo sie doch so natürlich sind, oder?

Von einem westdeutschen Feriencenter an der Senegalesischen Küste erzählt ein Freund uns davon, wie vor den Sichtblenden, die die Anlage nach außen abschirmen, sich Negerkinder scharen, um einen Blick auf Nackte zu erhaschen. Und vor den Kameras des westdeutschen Fernsehens empört sich ein dunkelhäutiger Lehrer: »Es ist schamlos. Sie verderben meine Kinder. Sie laufen da nackt herum«.

So sind sie, die Wilden. Und so sind wir. Da haben wir ihnen gezeigt, wie zivilisiert wir sind. Haben sie gelehrt, daß es christlich ist und naturgemäß, sich noch bei 40 Grad im Schatten züchtig zu kleiden und für den Weißen Mann zu arbeiten. Da haben sie uns reich gemacht in Bergwerken und Plantagen, so reich, daß Arbeit und Triebverzicht nicht länger Sinn unseres Lebens zu sein brauchten. Da können wir sie endlich genießen, die Früchte der Erziehung, die unsere Groß- und Urgroßeltern ihnen haben angedeihen lassen. Und was tun sie? Sie mosern. Statt endlich zu begreifen, daß wir nicht nur zivilisierter, sondern auch die besseren Wilden sind!

Welcher Mann hätte ihn nicht schon einmal gemacht, den Fehltritt: 7itten wie 1,ere Obsttüten, Becken wie ein Tresen, aber irgendwie muß es einfach sein, jetzt oder nie; und nett ist sie ja schließlich auch, irgendwie. Immerhin: gnädig mit Dir und mit ihr bestehst du darauf, das Licht auszuschalten. Aber nun sie: »Bist Du spießig!« - und macht das Licht wieder an. Und losgehts, das Gewürge, ausgeleuchtet bis auf den letzten Mitesser die Szenerie, wie auf dem Operationstisch...

Daß Frauen Paralleles von Männern erzählen können - geschenkt. Ich meine ja auch nur: Wenn man sich nicht einmal mehr bei der Liebe Illusionen machen darf, wo dann?

Erstaunlich immer wieder die Seiten mit den Callgirl-Anzeigen in der »Hamburger Morgenpost«. Ich war noch nie bei einer Prostituierten. Der blanke Sex zwischen Weltfremden ist eine viel zu rare, kostbare Sache, als daß wir uns so ein Mysterium durch Geld, Herz und ähnliche bürgerliche Gemütswerte entweihen lassen sollten.

Aber traurig machts einen doch schon manchmal, daß man Sex mit Geist und Seele überall umsonst kriegen kann, und für Sex ohne all das muß man bezahlen. Schlimmer noch: Für jede Beilage noch ein Pfund drauf: aktiv, passiv, spanisch, griechisch, englisch, französisch, altdeutsch... »Altdeutsch«? Sieh mal an, da hat wenigstens im Puff das alte gute Deutschland überlebt...

Und dann die Polinnen, neuerdings. Polinnen über Polinnen. Ich habe ja immer gesagt, sagte kürzlich Brockes dazu, ein Freund: die Polen - woran es ihnen fehlt, ist jede slawische Würde.

Am liebsten aber seien ihm immer noch jene »Emanzipierte«, die Stöckelschuhe als »zivilisatorische Selbstverstümmelung der Frau« verwerfen und vor »Natur« vergehen beim Anblick eines Negerarsches, der in so enge Jeans gezwängt ist, daß nicht einmal ein Furz entweichen kann. Uaah! (Brockes).

Konkret-Sexualität 1984, S 79

Simone Schmid

Ich halte meine Hände über dich

Drei Frauen aus der »stummen Generation«, aufgewachsen in Arbeiterfamilien, brechen ihr Schweigen und sprechen mit Simone Schmid über das, worüber man nicht spricht

Das letzte, dachte ich, ist das Thema Nummer eins. Über alles werden sie reden. Über ihre Krankheiten, über die schweren Zeiten, über ihre Toten. Aber nie und nimmer über Sexualität. Lauter Vorurteile. Drei Frauen aus der »stummen Generation« sprachen darüber, worüber man nie sprach.

Ein wenig geniert haben sich anfangs alle drei, denn »das Thema ist halt doch ein bissl heikel«. Zum Schluß hat es ihnen aber richtig Spaß gemacht. Und wenn auch Luise (72), Lilo (66) und Fanni (66) das »Intime« nicht ganz ausbreiten wollten, gelüpft haben sie die Decke ein wenig.

»Die jungen Mädchen heutzutage wissen gar nicht, wie gut sie es haben ... « Dieser Seufzer, der von »der Pille« bis »zur Aufklärung durch die Schule und überhaupt alles, was man heute liest und sieht« ging, war bei allen dreien gleich tief. Allerdings brächten sie es »heute noch nicht fertig, mit gleichaltrigen Frauen« über sexuelle Probleme zu sprechen. Das Wort »schämen« kam übrigens in den Gesprächen sehr häufig vor.

Von den drei Münchnerinnen, geboren zur Zeit des 1. Weltkrieges, aufgewachsen in Arbeiterfamilien, machte jede nach der Volksschule eine Lehre. Luise als Blumenbinderin, Lilo als Friseuse und Fanni als Verkäuferin. Ihre Aufklärung bestand darin, daß »alles, was sich unterhalb der Taille tat, tabu war«. Das sechste Gebot war stets, der Unterleib nie vorhanden. Der Herr Pfarrer schien einen zu haben, doch das wußten die kleinen Schulmädchen damals noch nicht, als sie ihm »zum Spaß unter der Soutane durch die Beine kriechen mußten«. Jahre später traf sie »fast der Schlag«, als ihnen »einiges klar wurde«. Und sie haben sich im nachhinein entsetzlich geschämt.

Von ihren Müttern bekamen sie den Rat »man muß halt das tun, was der Mann will«. Und was wollte der? »Nur das eine«. Nicht im Traum wäre ihnen eingefallen, eigene sexuelle Wünsche zu äußern, sie hätten sich »viel zu sehr geschämt«. Die Männer wiederum verstanden nicht, warum ihre Frauen mehr verbittert als zufrieden waren. In diesem Teufelskreis stummer Vorwürfe war dann auch das einzige, was sich bei den Frauen im Bett richtig regen konnte, »das ewige schlechte Gewissen«.

Geahnt haben sie schon, daß es den anderen Frauen nicht anders ging, das Äußerste aber, was sie austauschten, war die Feststellung »die Männer sind ja eh alle gleich«. Am allerwenigsten hätten sie gewagt, mit den eigenen Müttern über ihre Gefühle zu sprechen. Denn »die waren ja noch ärmer dran als wir«.

In der Tat. Unsere Urgroßmütter und Großmütter konnten sich Ratschläge »zur Beglückung des Hauses« aus dem »Frauen-Brevier« von Jeannette Holthausen holen, das 1876 erschien. Der kleine Unterschied wurde dort deutlich beschrieben: »Die Frau ist des Hauses Zier« und »Der Mann ist des Hauses Stolz«. Die Zier sah so aus:

»Strenge Pflichterfüllung, unermüdliche Tätigkeit, Milde gegen ihre Umgebung, das sind Haupterfordernisse einer tüchtigen und liebenswürdigen Hausfrau. Nachdem wir der Kindheit Flügelkleid mit dem rosigen Gewande der Jugend, dieses dann mit dem Brautgewand und Myrtenkranz vertauscht haben, gewinnt unser Leben eine andere Gestalt, eine höhere Bedeutung an der Seite des geliebten Gatten. Mit freudigem Herzen bringen wir die eigenen Wünsche und Neigungen den seinen zum Opfer und fühlen uns reichlichst belohnt durch den Ausdruck dankbarer Zufriedenheit, der uns aus seinen Augen entgegenstrahlt ... Nächst der Geduld, der Nachgiebigkeit, der heiteren Genügsamkeit ist auch die Bescheidenheit eine Tugend, die das Weib dem Gatten lieb und theuer macht. Mögen ihre Kenntnisse noch so umfassend, ihre geistigen Fähigkeiten noch so bedeutend sein, so liegt ihr größter Reiz doch immer in liebenswürdiger Anspruchslosigkeit ... «

Fast zur gleichen Zeit machte sich ein Mann

Gedanken ganz anderer Art:

»Der Mann ist der eigentliche Mensch nach zahlreichen Stellen in der Bibel, wie nach der englischen und französischen Sprache, in der für Mann und Mensch das gleiche Wort vorhanden ist. Auch wenn wir vom Volke sprechen, denken wir in der Regel nur an die Männer. Die Frau ist eine vernachlässigte Größe und auf alle Fälle der Mann ihr Gebieter. Das findet die Männerwelt in der Ordnung, und die Mehrheit der Frauenwelt nimmt es bis jetzt als unabweisbare Schickung hin. In dieser Auffassung widerspiegelt sich die Lage des weiblichen Geschlechts. Ganz unabhängig von der Frage, ob die Frau als Proletarierin unterdrückt ist, sie ist es in der Welt des Privateigentums als Geschlechtswesen...

Doch August Bebels 1881 erschienenes Buch »Die Frau und der Sozialismus« dürfte unseren Ahnfrauen weitgehend verborgen geblieben sein. Und so gaben die Mütter an die Töchter die Pflichten und die Väter an die Söhne die Rechte weiter. Durch dieses Erbe waren die Frauen ein gefundenes Fressen für die Nationalsozialisten:

»Es gibt im Leben der Frau wohl keinen Zeitabschnitt, der in seiner Eigenart verglichen werden könnte mit den Monaten, in denen sie ihr erstes Kind erwartet... Kein Ereignis im Leben der Frau entreißt sie aber auch so sehr ihrem Einzelschicksal und ordnet sie ein in das große Geschehen des Völkerlebens wie dieser Gang an die Front der Mütter unseres Volkes, die den Strom des Lebens, Blut und Erbe unzähliger Ahnen, die Güter des Volkstums und der Heimat, die Schätze der Sprache, Sitte und Kultur weitertragen und auferstehen lassen in einem neuen Geschlecht ... Zu jeder Zeit ist das Mutterwerden verglichen worden mit den höchsten Tugenden des Mannes, der in den Tagen schwerster Not mit Einsatz des eigenen Lebens Volk und Heimat verteidigt... Auf uns Frauen wartet als unaufschiebbar dringlichste die eine uralte und ewig neue Pflicht: Der Familie, dem Volk, der Rasse Kinder zu schenken ...

»Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind« von »Frau Dr. Johanna Haarer«, erschienen 1934.

Lilo:

Das erste sexuelle Erlebnis hatte ich mit einem SS-Offizier. Im Hinterstübchen des Friseurgeschäftes seines Vaters fiel er eines Tages über mich her. Komischerweise fürchtete ich mich vor seinen Küssen mehr als vor dem anderen. Ich glaubte, davon kämen die Kinder. Ich war damals 15 und ließ das Ganze jahrelang über mich ergehen. Nie hätte ich es gewagt, mit irgendwem darüber zu sprechen. Ich hätte mich viel zu sehr geschämt.

Erst mit meinem vier Jahre jüngeren Freund, den ich bei gemeinsamen Ausflügen des BDM und der HJ kennenlernte, machte es mir zum ersten Mal richtig Spaß, obwohl natürlich alles mit vielen Heimlichkeiten verbunden war. Eine schlimme Zeit verlebten wir, als wir nach der Hochzeit 1945 bei seiner Mutter wohnten. Das war überhaupt nicht schön, da waren wir beide eigentlich nur gehemmt. Später gings dann irgendwie. Mein Mann war sehr sinnlich, trotzdem habe ich oft ein richtiges Theater aufführen müssen, wenn *ich* Lust dazu hatte.

Obwohl ich für mein Leben gern flirtete, was mein Mann mir auch nie verbot, hätte ich den letzten Schritt niemals getan. Das würde ihn zu sehr verletzt haben. Daß er mich öfters betrog, merkte ich an vielen Kleinigkeiten. Aber diese Zwischendurchsachen tolerierte ich. Ein Mann ist da halt anders als eine Frau. Erst bei einer ernsthaften Geschichte, die über Jahre ging, rebellierte ich. Mit Erfolg, denn er entschied sich für mich. Und diese letzten Jahre waren - vor allem auch auf sexuellem Gebiet - die schönsten.

Seit dem Tod meines Mannes im letzten Jahr fühle ich mich oft recht einsam. Mein Sohn lebt mit seiner Frau und der kleinen Tochter auf den Seychellen.

Ich bin gern mit anderen Leuten zusammen, ich bin auch sehr unternehmungslustig.

Gottlob habe ich mir mein Geld immer selbst verdient und bin daher auch finanziell einigermaßen unabhängig. Und so habe ich mir kürzlich eine Kur verordnet. Dort lernte ich einen gutaussehenden jüngeren Mann kennen - ein alter Tattergreis käme für mich niemals in Frage! Aber getraut habe ich mich trotzdem nicht. Vor meiner auch verwitweten Freundin, die dabei war, hätte ich mich viel zu sehr geschämt. Die hätte mich ja nie mehr angeschaut. Sie würde das nicht verstehen, daß man in unserem Alter noch gerne mit einem Mann ins Bett gehen möchte ... «

Fanni:

»Ich hatte zwar das Glück, von einem väterlichen Freund aufgeklärt zu werden, doch vor meinem größten Fehler konnte auch er mich nicht bewahren. Ich heiratete einen Mann, den ich erst ein paar Monate kannte. Wir waren beide zwanzig, als wir uns im Herbst verlobten. Weihnachten beschloß er, 'als Jungfrau gehst du nicht ins neue Jahr' und an Silvester passierte es halt dann. Beim Bowlemachen in der Küche, während unsere Eltern im Wohnzimmer saßen. Ein frecher Hundling war er schon!

Kurz darauf heirateten wir, weil er eingezogen wurde. Man wußte ja damals nicht, ob er irgendwann zurückkommt. 1941 kam er tatsächlich zurück, schwerverwundet. Eine schöne Zeit hatte ich eigentlich nie mit ihm. Er betrog mich nach Strich und Faden, obendrein wurde er alkoholsüchtig. Ich kann bis heute nicht verstehen, was die anderen Frauen an ihm fanden. Aber eine Trennung wäre schon wegen unseres Sohnes, den wir adoptierten, weil wir keine Kinder bekamen, nicht in Frage gekommen. Außerdem tat er mir furchtbar leid. Ich habe bis zu seinem Tod 1967 zu ihm gehalten.

Erst dann erlaubte ich mir ein eigenes Leben. Ich zog zu einem Freund, den ich früher schon gern mochte, und der inzwischen geschieden war. Leider wohnen wir nicht in München, wo ich gerne geblieben wäre, sondern in einem kleinen Dorf, wo er eine Wohnung hat. Aber wenn mir die Einsamkeit in dem Kaff zu groß wird, dann fahre ich nach München zu meiner Schwiegertochter und zu meinem Enkel. Obwohl sie und mein Sohn geschieden sind, habe ich zu ihr ein viel engeres Verhältnis als zu ihm. Sie ist die einzige Frau, mit der ich Probleme besprechen kann.

Manchmal sind mein Freund und ich traurig darüber, daß wir erst jetzt zusammen sind. Wir hätten das ja schon viel früher haben können. Aber auch in unserem Alter gibt es noch schöne sexuelle Erlebnisse. Wir schmusen gerne zusammen. Alles ist halt ein bissl ruhiger geworden.

Eins werde ich allerdings nicht tun: ihn heiraten. Ich würde dadurch meine kleine Rente verlieren, und die macht mich doch ein wenig unabhängig von ihm. Ich tät es gern, denn jedesmal, wenn wir verreisen, schäme ich mich, im Hotel als seine Frau aufzutreten, obwohl ich es doch gar nicht bin ... «

Luise:

»Halb zog er mich, halb sank ich hin. Ich war etwa zwanzig, und er war der Geliebte meiner Chefin. Dieses erste und für lange Zeit einzige sexuelle Erlebnis war furchtbar. Er muß mich dabei so stark verletzt haben, daß ich beinahe verblutet wäre. Meine Chefin kam hinter das 'Verhältnis', das ja nie ein richtiges wurde, weil wir uns wahrscheinlich zu sehr anhimmelten. Ich mußte daraufhin kündigen.

Einige Jahre später lernte ich dann *den* Mann kennen, für den ich mir gewünscht hätte, er wäre der erste gewesen. Er war zehn Jahre älter als ich, und wir verlebten eine wunderbare Zeit zusammen. Wir heirateten 1935, weil seine Schwester einen Sohn bekommen hatte und er auch einen wollte. Er bekam ihn. Die Tochter, die er sich ebenfalls wünschte, auch. Wir wohnten in einem winzigen Haus buchstäblich Bett an Bett mit den Kindern. Und da gab es dann oft Probleme. Meinem Mann hat das nicht so viel ausgemacht, aber bei mir versperrte sich immer alles.

Zwischendurch gab es auch andere Frauen, er sah halt so unglaublich gut aus. Ich fand das nicht so tragisch, denn zwischen ihm und mir gab es viel mehr als das Bett. Sicher, wenn er es verstanden hätte, dann wären ganz andere Saiten bei mir zum Klingen gekommen ...

Seinen Tod 1978 habe ich bis heute nicht ganz überwunden. Viel geholfen hat mir, wenn ich alles Schöne, das ich mit ihm erlebte, wieder hervorkrame. Ich träume oft von ihm, und dabei nimmt er mich immer ganz fest in seine Arme. Ich lese oft die Briefe, die wir uns schrieben, und in denen er mich Scarlett und ich ihn Rhett nannte. Er sah tatsächlich aus wie Clark Gable, und in mir muß auch etwas von jener Scarlett O'Hara sein, die nach Tiefschlägen in die innere Einsamkeit ging und gestärkt daraus hervorkam: Morgen sieht alles ganz anders aus.

Diese Einstellung hat mir viel geholfen, vor allem, wenn es uns finanziell miserabel ging. Das war oft der Fall, denn mein Mann hat zwar auf etliche Erfindungen Patente bekommen, doch die Gewinne schoben andere ein.

ich kann sehr gut allein sein, den einzigen Kontakt, den ich wirklich brauche, das ist der zu meinen Kindern und Enkeln. Erotik ist sicher etwas sehr Schönes, doch haben mir sexuelle Erlebnisse nie wirklich gefehlt. Und die Vorstellung, heute mit einem wildfremden Mann ... ? Um Gottes willen! Nein, nein, ich bin ihm über seinen Tod hinaus treu.«

Warum sie sich sexuell so passiv verhielten und sich in ihre Duldsamkeitswinkel zurückzogen, das umschreiben die drei Frauen auf ihre Art:

«Das tun, was der Mann will. Diese Lektion bringe ich nie mehr raus, obwohl ich sonst so selbständig bin.« (Lilo)

»Ich war immer ein gutmütiges Schaf. Ich tue auch heute noch das, was man mir anschafft.« (Fanni)

»Mein Mann hat immer gesagt: 'Ich halte meine Hände über dich!' Das hat er zeitlebens getan.« (Luise)

Nur bei dem Satz, den ich einmal las, »Es gibt keine frigiden Frauen, es gibt nur sehr dumme Männer«, da mußten sie alle drei schmunzeln: »Der ist gar nicht so schlecht. Da ist im Gegenteil sehr viel Wahres dran!«

Konkret-Sexualität 1984, S 82

Norgard Kohlhagen

Erste Liebe

Süße Heimlichkeiten und wonnevolles Schaudern, ein Kuß, ein Schmerz, das Bittere und das Süße des ersten Verliebtseins - das gibt's nur einmal, das kommt nicht wieder.

Leb wohl, lieb Schätzel!

Hat sie mit zarter, winzigkleiner Schrift rechts oben auf das Couvert geschrieben und dann ein Postwertzeichen darübergeklebt. Der Empfänger muß gewußt haben, daß es unter der Briefmarke eine Botschaft für ihn gab: die Marke wurde sorgfältig abgelöst. Auf dem verwischten Stempel läßt sich noch das Datum erkennen. Mai 1904.

Als sie sich vor achtzig Jahren erste scheue Liebesbriefe schickten, war sie Schülerin im Pensionat »Marthastift« und er Gymnasiast, der zu Hause bei den Eltern lebte. »Wir wollen uns unter 'Sie' schreiben!« hatte sie bestimmt. Beiden war klar, daß ihre Post (verlobt waren sie nicht) von ihren Erziehungsberechtigten gelesen wurde.

Bertha ist sechzehn, Fritz ein Jahr älter. Treffen können sie sich nur, wenn Bertha an den Wochenenden oder in den Ferien daheim ist, in dem kleinen Ort, wo auch Fritz lebt. »Meiner Mutter habe ich gesagt, daß Sie sie besuchen wollen. Vielmals Gruß! F.« teilt er ihr mit und kritzelt unter die Briefmarke: »Komm!«

Ich weiß nicht, wie die beiden es eingerichtet haben, sich ohne Aufsicht zu begegnen.

Ich weiß nur, daß es ihnen gelungen ist. »Mein Gesicht ist so zerschunden, daß auch die Schmerzen mich immer an Sie denken lassen. Sie wissen ja, wie es zugegangen ist! Die Polizei wird die Geschichte in die Hände nehmen müssen, wenn keine Einigung zustande kommt. Eine Entschuldigung thut's nicht.« Droht er ihr scherzhaft nach einem dieser Wochenenden in seinem Brief.

Kätzchen!

Kratzbürste!

Steht unter der Briefmarke.

Sie zerkratzt ihm das Gesicht, weil er »zu viel von ihr will«. Denn sie hat gelernt, daß sie sich »aufbewahren« muß für die Ehe. Noch darf sie sich nicht »hingeben«. Von ihrer Mutter ist sie über die GESCHLECHTSFRAGE aufgeklärt worden. So aufgeklärt, wie es das »goldene Buch der Frau« empfiehlt:

»Die Verbindungsbrücke zwischen menschlicher und tierischer Veranlagung ist mit einer ruhigen Selbstverständlichkeit hinzustellen. Das heranwachsende Mädchen wird beobachten, und es wird seine Schlüsse ziehen. Ist es ein wenig schwerfällig im Begreifen und scheint der Mutter ein rascheres Begreifen wünschenswert, so wird sie leicht aus dem Hintergrund die Verhältnisse ein wenig ins Begreifliche hineinrücken können.«

Bertha hat längst begriffen, was von ihr erwartet wird. Verliebt - verlobt - verheiratet: Das weiß doch jedes Kind, daß so der Gang der Welt ist!

Bertha und Fritz haben sich verlobt, als er nach Berlin aufs Lehrerseminar ging. Sie haben geheiratet, als seine Ausbildung beendet war. Sie sind sehr schnell Eltern geworden. »Der Fritz hatte aus Berlin so ein gutes Mittel mitgebracht«, erinnerte sie sich später. »Aber es hat nichts genützt. Die Kinder sind doch gekommen.« Da blieb nicht viel Zeit zum Abwägen und Ausprobieren und Andersmachen. Aus der ersten Verliebtheit wurde ein fester Ehestand mit Familienpflichten.« Das ist wohl im Leben so eingerichtet«, hat Bertha vermutet, als sie an ihrer goldenen Hochzeit ihre Liebes-Geschichte erzählte.

Woher ich sie kenne? Sie war meine Großmutter.

Ihre älteste Tochter erlebte in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts ihre erste große und einmalige Liebe.

Sie ist Schülerin, er Student mit sturmfreier Bude. Stimmt, es gibt den sogenannten Kuppeleiparagraphen. Doch seine Zimmerwirtin hält es wie viele. Sie »weeß von nischt«. Nur bitte: Eltern und Nachbarn sollen nichts merken. Das jungverliebte Paar hält sich daran. Sie, mit Bubikopf und kurzem Rock, tanzt eng an ihn geschmiegt den Modetanz der Saison, Charleston. Später wird sie ein Photo, das beide erregt-glücklich beim Tanzen zeigt, hinten in ihrer Nachttischschublade verstecken. Sie wird es mit anderen Erinnerungsbildern an jene Zeit in einen Umschlag tun, den mit einem rosa Bändchen verschnüren und auf den Umschlag schreiben: »Leuchtende Tage - sie glänzen wie ewige Sterne. Nicht weinen, weil sie vorüber - lächeln, weil sie gewesen.«

Sie ahnt schon jetzt, daß ihre Liebe »keine Zukunft hat< Das gibt's nur einmal, das kommt nicht wieder, und was vorbei ist, ist vorbei.

»Jedes junge Mädchen glaubt, sie habe nicht nur ein Recht zu leben, sondern auch eines, sich aus-zuleben. Dies Sich-ausleben-Wollen ist ein geflügeltes Wort, und selten gibt es heutzutage ein Mädchen, das jenes ebenso verlockende wie gefährliche Wort nicht im Mund führt. Nur der marastisch-lendenschwache Neid wird es Mädchen verargen, wenn sie sich nach getaner Arbeit nach ihrer Art vergnügen möchten.«

Sie kennt diese Sätze aus einer »Deutschen Kultur- und Sittengeschichte«, die gerade (1927) erschienen ist. Sie fühlt sich bestätigt als Kind ihrer Zeit. Was immer auch »lendenschwacher Neid« sein mag - sie kümmert sich nicht darum. Kann denn Liebe Sünde sein?

Als sie in Kranz und Schleier vor den Altar tritt (sie heiratet sehr spät und sehr vernünftig), nimmt sie endgültig Abschied von ihren stürmischen Jugendjahren. Längst gelten wieder andere Gesetze für Mädchen und Frauen. jetzt ist es ihre Aufgabe, dem Führer Kinder zu schenken. Sie ist bereit dazu. Und irgendwo ganz hinten in einer Schublade liegen versteckt und verschnürt ihre Erinnerungen an »leuchtende Tage.«

Ich war fünfzehn, als ich dies Erinnerungspäckchen meiner Mutter im Nachttisch aufstöberte, fünfzehn und neugierig auf die Liebe. Was ich damals, Mitte der fünfziger Jahre, im Kopf hatte zum Thema Liebe? Fräulein Steinmayer, bei der wir Rechtschreibung, Zeichensetzung und Gedichte lernten, war die erste, die mich auf diesem Gebiet unterwies.

»Ich ging im Walde so für mich hin«, las sie uns vor und erklärte uns, was der Dichter mit seinen Versen gemeint hat: Er fand ein Blümlein und wollte es brechen, weil er in es verliebt war. Doch dann nahm er es mit den Wurzeln nach Hause zu sich und pflanzte es neu ein. »Das ist die Ehe und die wirkliche Liebe. Er hat die Blüte nicht abgerissen und verwelken lassen, sondern ihr ein neues Zuhause gegeben. jetzt grünt sie immer und blüht so fort.«

Ein paar Jahre später. Wir sitzen in der Schulaula. Aufklärung. Puterrote Gesichter. Mann und Frau auf zwei großen Schautafeln. Eileiter und der Weg des Samens und Befruchtung und noch mehr verwirrende Informationen und: Ein Mädchen muß warten können. An uns Mädchen ist es, im richtigen Augenblick »nein« zu sagen.

Das fordert auch mein »Jahrbuch für Mädchen«, das ich aufmerksam lese- »Gesetzt den Fall, ihr lernt einen jungen Mann kennen, der euch gefällt. Laßt ihn merken, daß er euch gefällt, daß euch an ihm liegt. Man kann das, ohne sich etwas zu verbergen. Denn so töricht werdet ihr ja nicht sein, den Raubritter und Casanova in ihm herauszufordern, der in jedem Mann auf der Lauer liegt. Sollte er dennoch eines Abends fordern, was ihr nicht geben könnt, so lauft nicht gleich entsetzt davon, zieht nicht die Mundwinkel verächtlich herab, seid nicht beleidigt in eurer Mädchenehre - wenn ihr ihm gut seid, so setzt ihm den Kopf zurecht, bittet ihn, beschwört ihn inständig, daß er um eurer Freundschaft, eurer Liebe willen Achtung haben soll vor euch Mädchen.«

Gut erzogen, habe ich das alles befolgt, als ich den traf, der meine erste Liebe war.

Er ist ein Grieche, der in der Türkei lebt. Wir lernen uns in einem Internationalen Aufbaulager kennen. Daß Völkerverständigung und Förderung des Europa-Gedankens Hauptziele unseres »workcamps« sind, steht im Prospekt. Aber das einzige, was für mich zählt, sind die Abende mit Yorgo. Wenn wir Hand in Hand gehen, wenn er mich im Nacken berührt, wenn er mich küßt, kann ich sowieso in nichts anderes mehr denken.

»Steig in das Traumboot der Liebe«. ja. Aber: »Bleib sauber, mein Kind!«

»Na du?« sagt augenzwinkernd Jette zu mir, wenn ich abends verspätet im Mädchenschlafsaal ankomme und neben ihr ins Bett krieche. »Der ist aber auch wirklich süß!« flüstert sie mir zu. Daß ich perfekt Englisch spreche, kann ich nicht behaupten. Doch meine Schulkenntnisse reichen aus, mich mit Yorgo zu verständigen. Eines Abends aber: .You don't know what love is.. Und er wendet sich von mir ab.

Das muß ein Mißverständnis sein. Womit habe ich ihn verärgert? Ich bin nicht entsetzt davongelaufen, als er - »No«, habe ich gesagt, weil er -

Bei Jette hole ich mir Rat. Sie findet es ganz in Ordnung, wie ich mich verhalte. Küssen und Streicheln: ja, aber nicht unterhalb der Gürtellinie. Ein Mädchen wirft sich nicht weg. Bei Jette weine ich mich aus. Sie verspricht mir zu vermitteln. Tatsächlich erreicht sie, daß die Verstimmung zwischen Yorgo und mir nicht länger anhält. »You are a baby«, sagt er zu mir und lacht. Abends hat er jetzt nicht mehr viel Zeit für mich. Vielleicht ist das auch besser für die Gemeinschaft im camp, versuche ich mich zu trösten.

Nachher, zufällig, habe ich erfahren, daß Jette »gepennt« hat (so nannte sie es) mit dem, der meine erste Liebe war: »Take it easyl« (Aber das hat lange gedauert! ...)

jetzt möchte ich ein schönes Ende finden, würde gern überzeugend behaupten, daß mein Sohn (er ist zehn) als erster in diesen Generations-Liebes-Geschichten »young love« so genießen und erleben wird, wie es vielleicht sein könnte. Denn: Niemand redet ihm rein! Aber muß er nicht echt cool bleiben, wenn er das Super-Girl halten will, das in ist? Denke ich. Sag ihm das. Und frag i n aus.

»Du schreibst sowieso immer, was du willst«, hat er mich gerade eben beim Tippen unterbrochen, »schreib doch mal, was ich finde: Liebe ist nicht immer sexy. Finde ich. Echt!«

Konkret-Sexualität 1984, S 84

Peggy Parnass

Ärgerlich

Sexualität Konkret fragte: Was hat Sie im letzten Jahr am meisten geärgert, bedrückt, angewidert, empört?

Was mich stört? Du meinst wohl anwidert und empört? Deutsche Karikaturen zum Beispiel, wenn sie bodenlos niveaulos sind.

Was soll das: der Papst fickt ein Schaf? Strauß ein Schwein oder einen Richter oder beides? Das ist dumm, plump, einfallslos. Und hat mit einer politischen Attacke rein gar nichts zu tun.

Auch Karikaturisten, die ich sonst schätze, sind sich zwischendurch nicht zu schade, zu den billigsten Mitteln zu greifen. Was soll der Schwachsinn? Selbst wenn der Papst eine sexuelle Vorliebe für Tiere hätte, selbst wenn Strauß seine sexuellen Neigungen auf Mann und Schwein, berobt oder unberobt, ausdehnen würde, - wen ginge das was an? Was wäre daran wichtig anzuprangern?

Als gäbe es nichts *wirklich* Bekämpfenswertes bei den unterschiedlichen Männern der Macht. Warum durch Schmuddel-Puddelkram davon ablenken? Wie können Linke einen Arschfick mit dem gleichsetzen, was auf politischer Ebene wirklich angerichtet wird? Dem Einwand: Darüber lachen aber doch ganz viele! kann ich nur entgegenhalten, daß sich in diesem Land schon Millionen vor Vergnügen krümmten, wenn auf Bühne oder Leinwand jemand die Hosen fallen ließ.

Lange Unterhosen lassen auch die Lachtränen strömen. Eine Pappnase wird hier mit Humor verwechselt. Und an den Stammtischen landauf landab wird auch hemmungslos über die sonderbarsten Witze gelacht.

Was das alles mit Sexualität zu tun hat? Sicher ne Menge. Aber nicht mit meiner. Warum mich das alles so aufregt? Weil ich gute Polit-Cartoons liebe. Weil ich Sex liebe und weil ich so wahnsinnig gern lache.

Was mich noch ankotzt? Daß ein Schmarren wie das Melodram »Die flambierte Frau« mit seiner absonderlichen Sexualität, die auf Befehl und Gehorsam aufgebaut ist, schon seit über 40 Wochen Leute in die Kinos lockt. Ein Erfolg, der bisher nu, den Brummer-Idiotenpornos in den 60er Jahren beschieden war.

Was mich noch anwidert? Das Spannerverhältnis zu all den Königshäusern. Erst wird der Beischlaf belauert. Dann die Trächtige breitgewalzt, wie sie sich wölbt. Und danach noch der Mutterkuchen beschrieben. Und in Technicolor als Klappi abgebildet. Warum zeigt man uns nicht noch den Windelinhalt?

Konkret-Sexualität 1984, S 84

Eberhard Schorsch

Ärgerlich

Sexualität Konkret fragte: Was hat Sie im letzten Jahr am meisten geärgert, bedrückt, angewidert, empört?

Beim Vorwort Bissingers (August 1983) lief mir die Galle über und geronn zu diesen Zeilen: Schlimm genug, daß KONKRET im Januar 1983 aus der Boulevardperspektive das Liebesleben von Kohl inspizierte. Darauf scheint Herr Bissinger auch noch stolz zu sein, wenn er mit diesem abgeschmackten und bodenlos uninteressanten Thema drei Spalten seines Vorwortes füllt. Dieser Stolz aber, lieber Sherlock Holmes, übersieht mehreres: -

Daß proklamierte An- und Aussprüche mit der Lebensführung nur äußerst selten kongruieren, weiß schließlich jeder. -

Wirft man Kohl vor, er verstoße mit seiner Affäre gegen die altdeutsche Familienidylle, dann macht man sich diesen »Wert« zueigen und kann ihn nicht mit der gebotenen Skepsis kritisieren. -

Wer politische Argumente im Schlafzimmer eines Politikers sucht, zeigt, daß er in dessen Arbeitszimmer nichts Anstößiges gefunden hat. Dies allerdings wäre ein Tiefschlag für den Anspruch von KONKRET, klare politische Positionen, Reflektionen, Analysen zu liefern (ein Anspruch, der in anderen Beiträgen glücklicherweise eingelöst wird). -

Wehe uns allen, wenn man unsere Überzeugungen mit unserer Sexualanamnese zu widerlegen beginnt.

Das Vorwort erinnert an die Sternstunden von Bissinger und weckt den Verdacht, daß diese für ihn auch solche gewesen sind.

Konkret-Sexualität 1984, S 84

Volkmar Sigusch

Ärgerlich

Sexualität Konkret fragte: Was hat Sie im letzten Jahr am meisten geärgert, bedrückt, angewidert, empört?

Ich habe mich über den »Spiegel« geärgert. Durch die niederträchtige, schwulenfeindliche □ □□ □□□ □□□□□ □□ (Nr. 23/1983) ließ ich mich zu folgendem Leserbrief hinreißen:

»Leider hatten Sie ja mit der Sexualität immer Probleme. Vielleicht liegt es daran, daß SPIEGEL-Redakteure 'meist selber abartig' sind. Für die 'deutschen Hochschullehrer für Sexualmedizin', die nach Ihrem Daumenpeilen 'meist selber homosexuell' sein sollen, trifft das bedauerlicherweise nicht zu. Von zehn, die ich kenne, sind neun 'normal'. Bei den Sexualwissenschaftlern sieht es noch deprimierender aus. So arbeitet an der Hamburger Abteilung für Sexualforschung kein einziger Homosexueller. Das ist schon fast skandalös. Aber im Ernst: Natürlich haben Sexualforscher 'die homosexuellen Praktiken ... bis ins einzelne erforscht'. Ich nenne nur das Buch 'Der gewöhnliche Homosexuelle' von Martin Dannecker und Reimut Reiche, in das Sie hätten mit viel Gewinn hineinschauen können. Statt dessen mutmaßen Sie (Dannecker ist auch nicht 'Psychiater', wie Sie meinen) und plädieren für das Erfassen 'von Amts wegen' - als seien wir nicht schon bis zur Auflösung erfaßt.«

Dieser Leserbrief wurde nicht gedruckt; ein Redakteur schickte mir ein ebenso langes wie nichtssagendes Begründungsschreiben.

Oder: In einer □□ □□□□ □□□□ (Nr. 9/1984) las ich, daß ein Doktorand, von mir betreut, eine Analyse des »Spiegel« unter sexualwissenschaftlichen Gesichtspunkten vornehmen wird. Es folgten wohlwollende, wörtlich zitierte Bemerkungen von mir über dieses Magazin. Meine Kollegen fragten sich, ob, warum, inwiefern ... Ich weiß, daß es sich um Halbsätze handelt, die für den »Spiegel« gar nicht schmeichelhaft enden. Sie stehen in einem Gutachten, das ich auf Wunsch des Doktoranden der Stiftung »Wissenschaft und Presse« vorgelegt hatte, die die Untersuchung fördern will. Selbstverständlich ist der Inhalt eines Promotiongutachtens vertraulich zu behandeln, und selbstverständlich schert das den »Spiegel« einen Dreck.

Konkret-Sexualität 1984, S 85

Ulrich Clement

Ärgerlich

Sexualität Konkret fragte: Was hat Sie im letzten Jahr am meisten geärgert, bedrückt, angewidert, empört?

Mich hat geärgert, daß Heiner Geißler und Martin Dannecker sich so unverfroren die Hand reichen. In SEXUALITÄT KONKRET 1983 jubelt Martin Dannecker über den erotisierenden Reiz des Verbots, der durch eine zunehmende Freizügigkeit und Vergesellschaftung der Sexualität neutralisiert zu werden droht. Eine Trivialität, meint er, sei die Behauptung, »Verbotenes sei mit einer besonderen Lustprämie versehen.« Die aufgeklärten Sexualpädagogen hätten das bloß nicht gemerkt. Hinter dem Rücken ihres Engagements für eine »ungehinderte Sexualität« und ähnliche Fragwürdigkeiten »suchen die Menschen nach dem entschwundenen Tabu... Sexuelle Lust ist von der Einschränkung, vom unlustbereitenden Verbot nicht zu trennen.«

Das war im Frühjahr 1983. Im November des gleichen Jahres gibt die Pressestelle des Bundesministeriums für Jugend, Familie und Gesundheit bekannt, daß sie die Filmkopien und Unterrichtsmappen der sexualpädagogischen Materialien »Betrifft: Sexualität« einziehen und vernichten, die bisher von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung vertrieben worden waren.

Die Materialien, so heißt es, entsprächen nicht den Grundlagen einer wertorientierten Sexualpädagogik. Mit der Aussage etwa »'Sex nur bei Liebe' kann deshalb keine moralische Forderung sein. Ob es richtig ist, zu bumsen oder nicht zu bumsen, könnt also im Grunde nur ihr miteinander entscheiden« - mit dieser Aussage würden sittliche Normen abgewertet und »der Wert der grundgesetzlich geschützten Institution Ehe und Familie in Frage gestellt«. Also wird das Material vernichtet, weil es schneller geht, ohne Prüfung, Gutachten und ähnlichen legitimatorischen Schnickschnack.

Geißlers Bücherverbrennung ist eine Form der sexuellen Zensur, die in sexualwissenschaftlichen Kreisen bisher als historisch überholt galt, als Vorläufer der modernen sexuellen Kontrolle, die über positive Einbindung lustbejahender Haltungen funktioniert. Aus dieser bejahenden Vergesellschaftung, fürchtet Dannecker, drohe der Erotik Gefahr, die sich so am Verbot nicht mehr erhitzen kann.

Nun ist ja alles wieder in Ordnung. Der CDU-Staat zensiert und unterdrückt - der Dialektiker lacht: Es gibt wieder mehr Verbote zu übertreten und die Chancen stehen nicht schlecht, daß weitere folgen (die Revision des Paragraphen 218 ist die nächste). So aphrodisisch Wirkt Heiner Geißler.

Von wegen. Mich ärgert diese These von der Lust am Verbot genauso wie das Verbot. Sie kokettiert mit der Repression, um sie dann triumphierend positiv zu wenden: »Gelingt das Aufbegehren gegen das Verbot und kommt es zu einer sexuellen Handlung, ist diese begleitet von Triumph«, schreibt Dannecker. Es ist aber so: Gelingt das Durchsetzen des Verbots und kommt es zu einer politischen Handlung, ist diese begleitet von Restauration.

Konkret-Sexualität 1984, S 85

Ingeborg Drewitz

Ärgerlich

Sexualität Konkret fragte: Was hat Sie im letzten Jahr am meisten geärgert, bedrückt, angewidert, empört?

Dass es wieder selbstverständlich ist, in den Morgenschlagern (unseren täglichen Weckaminen) die treusorgende Gattin zu besingen, die ihren, natürlich tüchtigen! Gatten abends liebevoll emp- und umfängt...

Daß es wieder selbstverständlich ist, daß an Hauswänden, Brückengeländern (den Barometern für öffentliche und öffentlich zu machende Stimmungen) wieder vom Lieben und Kindermachen zu lesen ist...

Daß es vielerorts ganz selbstverständlich ist, PRO FAMILIA ins Gerede zu bringen...

Daß es wieder selbstverständlich ist, den ohnehin nur als Kompromiß durchgesetzten Paragraphen 218 in Zweifel zu ziehen...

Daß an den ohnehin knappen Etats der Frauenhäuser gerüttelt wird...

Daß es noch immer selbstverständlich ist, daß die Frühmaschinen der Lufthansa und die von Berlin (West) startenden amerikanischen und englisch-französischen Linien von als Herren verkleideten Männern besetzt sind... (Das gleiche gilt für die InterCity-Züge)...

Daß es selbstverständlich ist, beinahe unverfroren von den so frauengerechten Arbeitsplätzen am Heim-Computer zu sprechen...

Daß typische Frauenberufe wie Stewardess sich mehr und mehr jungen Männern öffnen...

Daß es uns Frauen nicht gelungen ist, uns als Partnerinnen so durchzusetzen, wie es uns vor zehn Jahren selbstverständlich schien...

Daß das alles für selbstverständlich genommen wird.

Konkret-Sexualität 1984, S 85

Sabine Zurmühl

Ärgerlich

Sexualität Konkret fragte: Was hat Sie im letzten Jahr am meisten geärgert, bedrückt, angewidert, empört?

*Wahr*scheinlich habe ich mal wieder nicht mit den richtigen Leuten gesprochen. Wahrscheinlich ist mal wieder meine bornierte feministische Birne schuld. jedenfalls: es war nicht einmal, wie von einigen vermutet, dieser ekelhafte »Stern«-Titel, mit dem, Brust an Brust - die entsprechenden Frauen auf der nächsten Seite noch mal als Konterfei - die Ausstellung von Busen als Testfall für aufgeklärtes Bewußtsein genommen wurde. Nach dem Motto: wenn die Frauen Bücher über das Verhältnis zum eigenen Körper und zum eigenen Busen herausgeben, dann müssen sie sich auch gefallen lassen, daß man sich in solcherart frauenbezogene Diskussion mit männerbezogenen Gags einmischen muß. ja, ist ja gut.

Es war auch nicht die allerorten für mich deutliche Erleichterung, mit der etliche linke Menschen, natürlich gänzlich entgegen ihrer geäußerten Meinung, die politische Wende für ihr persönliches Leben begrüßen. Nun doch Haus bauen, ein Baby haben, die Lehrerstelle - na gut, der Frau, ist ja egal - erst mal aussetzen...

Nein, viel einfacher. Und schlimmer. Als an einem Herbsttag letzten Jahres in Berlin eine junge Frau ermordet wurde, habe ich auf eine schreckliche Weise noch mal neu begriffen. Die Frau lag nackt in einer Spielplatzbuddelkiste und sie war daran gestorben, daß ihr Vergewaltiger ihr Gesicht und Kehle zertreten hatte. Beides war mit Sand bedeckt, versteckt.

Auf der einige Tage später folgenden Demonstration waren wir Frauen ganz klein mit Hut, verschüchtert, verzittert.

Und später, in der U-Bahn, ist alles wie immer. Ein dicker, junger, ganz gemütlicher Mann ruft, als der Pulk von Frauen in den Waggon einsteigt: »Verdammt nochmal - Ruhe! Seht ihr nicht, daß hier ein Kind schläft?!« Au weia. Ein neuer Vater mit seinem Baby. Als nicht sofort Ruhe eintritt - wenn nun ein Pulk Herthaner eingestiegen wäre, was denn dann? - jedenfalls, als die Frauen nicht sofort verstummen, setzt er nach: »Wer jetzt nicht ruhig ist, kriegt von mir eins auf die Mütze.« Einige Stationen weiter steigt ein Knabe dazu, Ohrring, guter Haarschnitt, Lächeln.« Na, wo kommt ihr denn her?« »Von der Demo«. - »Wogegen denn?« Schweigen. »Na sag schon!« Ein ganzes U-Bahn Abteil ist gefragt, will man doch schließlich wissen. »Gegen Männergewalt«. - »Ah - gut!« Danke.

Konkret-Sexualität 1984, S 86

Regula Schmidt-Bott

Ärgerlich

Sexualität Konkret fragte: Was hat Sie im letzten Jahr am meisten geärgert, bedrückt, angewidert, empört?

Am 16. November 1983 wurden in .einem Hamburger Schwesternwohnheim zwei Schülerinnen überfallen, vergewaltigt und anschließend ermordet.

Die Öffentlichkeit hätte von dem Verbrechen kaum Notiz genommen, wenn nicht die CDU eine ihrer beispielhaften Schmutzkampagnen gestartet hätte. Die sex-and-crime-story bot dem Antreiber der Hetzkampagne, dem Fraktionsvorsitzenden Perschau willkommenen Anlaß, gegen ein staatliches Schwesternheim vorzugehen**,** dessen Mitarbeiter/innen auf einer Personalversammlung das Krankenhaus zur atomwaffenfreien Zone erklärt und sich geweigert hatten, den Atomkrieg durch vorbereitenden Katastrophenschutz zu unterstützen.

Bereits zwei Tage nach dem Mord und der Vergewaltigung erklärte Herr Perschau auf einer eigens dafür von der CDU veranstalteten Pressekonferenz, daß zwar kein inhaltlicher Zusammenhang bestünde zwischen den Vergewaltigungen und dem Mord einerseits und der friedenspolitischen Einstellung der Personalversammlung andererseits, es aber doch komisch sei, wie immer alles zusammenpasse. Es folgte eine längere Ausführung über die friedenspolitische Einstellung der Mitarbeiterschaft des Krankenhauses. Fazit: Bei derartigen politischen Aktivitäten muß man/frau sich über die Folgen nicht wundern.

Perschaus Suggestion war verstanden worden, was wenige Tage später ein CDU-Abgeordneter bei der Bürgerschaftsdebatte mit dem Zwischenruf- »Pfui über das Krankenhaus!« dokumentierte.

Es paßt ins Bild, daß der CDU ein Polizeibericht, zugespielt wurde aus dem hervorging, daß in dem Wohnheim Hasch konsumiert und gedealt worden sein soll, junge Männer zu Besuch kamen und die Zimmer unordentlich und unaufgeräumt waren.

Diesen rauschgiftsüchtigen Flittchen hielt nun die CDU das Bild der dienenden, duldenden, sich aufopfernden, geschlechtslosen Mutter entgegen.

Ein anderes CDU-Mitglied ernannte die GAL zum Verursacher dieser Verkommenheit: »Wer hat denn in den vergangenen Jahren ... etwa die Legalisierung von Haschischhandel und anderen Dingen verlangt, und wenn jetzt die Konsequenzen kommen ... « Die Regenbogenpresse brachte die christliche Empörung auf den Begriff-. »Womit das endet, ist nun bekannt: mit Verwahrlosung, Rauschgift und schließlich - Mord«.

Zucht und Ordnung, Ruhe und Sicherheit, Aufsichtspflicht der Behörde und Einhaltung der Hausordnung, das waren die Schlagworte, der CDU-Männer; die CDU-Frauen schwiegen sich aus.

Mehr »Sicherheit« wäre tatsächlich dringend nötig gewesen. In dem Schwesternwohnheim mangelte es an einfachsten baulichen Sicherheitsvorkehrungen. Das ist allgemein unbestritten . Ebenso unbestritten ist, daß schnell und dringend Abhilfe geschaffen werden muß. Vorschläge dazu liegen seit Ende 1983 vor.

Die Forderung der GAL, die Vorschläge dieser Arbeitsgruppe »unverzüglich umzusetzen«, wurde im Gesundheitsausschuß gemeinschaftlich von SPD und CDU abgelehnt mit der Begründung, daß ohne Kenntnis der daraus entstehenden Kosten nichts beschlossen werden könne.

Vorläufig letzter Akt in diesem Trauerspiel: inzwischen wurde die Wach- und Schließgesellschaft mit der Betreuung des Wohnheimes beauftragt. Das Intermezzo nahm ein schnelles Ende: ein Wachmann war ständig alkoholisiert und ein zweiter ständig hinter den jungen Frauen her.

Daß Frauenfeindlichkeit kein Monopol der CDU ist, belegt der jüngste SPD-Senatsbericht über die »Entwicklung und Bekämpfung der Kriminalität in Hamburg im Jahre 1983«. Dort heißt es: »In rund 55 Prozent der Fälle bestanden zwischen Täter und Opfer vordeliktische Beziehungen, dabei waren vielfach Leichtsinn, Neugier, Unerfahrenheit und Alkoholgenuß mitursächlich.«

Konkret-Sexualität 1984, S 88

Christoph Krämer

Der Gewinn der Natürlichkeit ist zweifelhaft

Der liebe Gott liegt im Detail, schrieb der Kunsthistoriker Aby Warburg. Der Maler Christoph Krämer hat sich die Geschlechtsteile von Picassos Gestalten angesehen und teilt diese Ansicht

Ob wir uns Stöcke vor die Hose hielten, Gräben in den Kartoffelbrei furchten, Sandhügel aufhäuften, immer war alles klar. Und Klarheit war gefährlich. Bevor die Bilder unserer Träume entdeckt werden konnten, zensierten wir sie und ebneten ein, was eh weder den Abwasch noch den nächsten Regen überdauert hätte. Kaum waren diese mächtigen Träume, die uns die Bilder verfügbar machten, gewachsen, drangen neue, natürliche Bilder ein.

Hochglanzoriginalfotografien gaben einen Eindruck vom fleischlichen Volumen weiblicher Brüste. Schmerzlich war die Revision der Vorstellung, die den Brustansatz weit halsoben wähnte, wie er nur künstlich aufzuzäumen war.

Neue Bilder zerstörten die alten, der Gewinn durch Natürlichkeit war zweifelhaft. Im Mikrokosmos der pubertären Entwicklung spielte sich ab, was sich historisch zuspitzt: auf Bilder, in denen man etwas sehen konnte, folgten Abbilder, die nur noch zu übernehmen waren, die die Fantasie okkupierten, die Träume vergewaltigten. Ein Bildersturm durch Bilder. Inzwischen hat man alles gesehen.

Die Vagina bis zur Gebärmutter geöffnet, den Schwanz bis zu den Wurzeln verfolgt. Tiefgefühlt, penetriert oder ganz aufgehört damit. Was ist, durfte nicht mehr sein, was sein sollte war unerreichbar. Hinter den Trivialbildern haben wir Picasso vergessen. Seine Bilder melden sich zurück, und selbst wenn mit Guernica spanischer Brandy verkauft würde, wäre auch das nur Ausdruck für die Langeweile der *Naturalisten.*

Der Umgang mit dem Detail ist für den Generalisten ein Maßstab. In der Ausstellung von Picassos Plastiken war das zu überprüfen - an den Geschlechtsteilen. Mit ihnen hat es Picasso genau genommen. Die Latte, ein Kantholz zwar, im rechten Winkel vereinsamt vor der Körperfläche, greift in den leeren Raum. In der Mitte hat Picasso den Bohrer angesetzt, was raus will, braucht einen Weg. *Junger Mann* nennt Picasso das Strichmännchen, dessen Arme zu kurz sind, die Erektion zu erfassen.

So herausragend das Geschlecht, so wenig mächtig der Körper in seiner Reaktion. Entgegen raumbeherrschender Männlichkeit bleibt die Figur parallel starr, hilflos linear. Picasso benennt dort manches nur, Adjektive zum Hauptsatz der Form. Rippenbögen, Gesichtszüge und Hodensack kerbt er als Chiffren in das Holz. Sie prägen nicht die Gestalt, aber wirken als vitale Guerilla gegen das platte Prinzip.

Das Zeichen für Manneskraft wirbt vom Körper losgelöst um Erbarmen, »ein unpersönlicher Steifer« (Henry Miller), ein Appell aus Schwäche. Darüber kann man lachen oder traurig sein, je nach Erfahrung, die Schönlinigkeit des Exemplars nimmt darauf keinen Einfluß.

In der Ausstellung war der Verfall zu beobachten. An dieser Figur erregte das Ding weder Furcht noch Anbetung, fast hätte man damit umgehen können. Aber wichtig war, und das blieb anstößig, es stand. Funktional, funktionslos, basta.

Das Ausgangsmaterial für Picassos Plastiken ist oft dem Alltäglichen entnommen. Körbe, Ziegel, Gabeln, Bretter, Schrauben und Muttern werden dem Gebrauch entfremdet, vor dem Abfall bewahrt. Nur als Bindeglied, als assoziativen Klebstoff braucht Picasso oft die traditionellen Gestaltungsmittel des Künstlers, Gips, Ton und später den Bronzeguß, der mit egalisierender Oberfläche die Elemente zur Einheit verschmilzt.

Picassos Assemblagen: Tönerne Drainagerohre, südfranzösische Ziegel legt er zur Figur einer Frau aus, die dann als Bronze steht. Ein Reißverschluß, ein Holzscheit, Schrauben mit Muttern verbinden sich zur lesenden Frau.

Und die *Ziege.*

Diese Skulptur muß ergangen werden, sehend, rund um das Objekt. Ich verweile hinten. Vorher ein Blick zurück auf das plastische Verfahren zwischen Beobachtung, Sprache und Material. Der aufgeblähte Bauch der Ziege könnte den Dichter zu der Metapher Korb verleiten. Picasso nimmt einen Korb. Er hängt ihn in das kläglich magere Gestell aus blechernen Zaunpfosten, bewirft ihn mit Ton, das Hängen wird schwer. Daran noch die nach außen gedrehten, spitzigen Euter aus Milchkrügen, glatt. Mehrdeutige Fundstücke, verbunden zum eindeutigen Bild.

Wir sind hinten angelangt: ein Rohr, eingetrieben in den Bauch, der Arsch, die Möse, ein aus Karton gefalteter Trichter. Nach dem Gefundenen, Zusammengefügten der Eingriff durch Gestaltung. Und, schockierend genug, das paßt. Allein, es wird die Sexualität eines Tieres dargestellt, als Zote noch beliebt, ist sie künstlerisch ein Angriff auf das hehre Prinzip des Eros. Sowenig Kinder als sexuelle Wesen akzeptabel sind, so sehr dürfen Tiere sich nur fortpflanzen, der Unterscheidung wegen.

Provokation und Natur, nicht zu verwechseln mit Natürlichkeit, sind Schwestern eines Geistes.

Im Kopf findet die Hierarchisierung des bürgerlichen Körpers ihren Höhepunkt. Hier lokalisiert das Individuum seinen Wert, hier wiegt die Sexualisierung am schwersten. Aus der Zeit der Zusammenarbeit mit Julio Gonzáles, einem katalanischen Eisenbildhauer, von dem Picasso schweißen lernte, stammen zwei *Köpfe*, die wie eine rohe Formung volksmündlichen Kalauerns erscheinen. Dem männlichen Kopf hängt der Wunsch verdinglicht in der glatten, runden Gesichtsfläche. Davon losgelöst befestigt Picasso das Geschlecht des weiblichen Kopfes mit einem Gestänge auf einer besonderen Ebene. Trichtermund und Schild, öffnet es sich aggressiv, bleibt scharfkantig bewehrt. (Wenn jemand nach Interpretation ist: den Köpfen steht Impotenz und Kastrationsangst durch eine bissige Vulva ins Gesicht geschrieben.)

Mit diesen monströsen Formen stellt Picasso einen repressiven Schönheitsbegriff bloß, der seine Geilheit tarnt und die Natürlichkeit dressiert, mit ebenmäßig geschwungenen Rotglanzlippen Gesichtsmösen stylt. Diese Gestaltungen blicken uns täglich an, als ob sie eins wären mit ihrer Lüsternheit, eins werden könnten mit uns, geben sich als Phantasien nicht zu erkennen. Das Ideal ist abgestiegen und wohnt als Fleisch unter uns. Die Köpfe Picassos dagegen bleiben erkennbar immer Bild, schleichen sich nicht ein, sind dreist, doch zerrissen. Der Schwanz geht zum Kopf, doch Denken und Fühlen bleibt getrennt, trotz des Gelächters.

Das Gleiche kann in Wirklichkeit nicht ständig neu sein, aber es kann sich verändern. Wenn Reize schon ausgereizt sind, bevor sie gekostet wurden, verschärft sich das Angebot, die Preise steigen, sind immer den einen Schritt der Erfüllung voraus. Doch Picasso gestaltet immer das Gleiche, anders. Frauen vor allem. Faltet und schneidet Papiergestalten, die er von einer Werkstatt in Blech übertragen läßt. Auf die Unregelmäßigkeiten der Entwürfe legt er Wert, biegt mit der Zange Knicke ein, vermeidet die Glätte. Es entstehen Figuren, die sich aus der Bildfläche des Malers aufgefaltet haben. Der abrupte Wechsel der Ansichten im Raum, Fläche, Löcher, Licht und Schatten macht sie beweglich, befreit sie aus der stillen Zuständlichkeit der Malerei.

Den Grenzen der Einansichtigkeit hat sich Picasso seit den *Desmoiselles d'Avignon* nicht mehr unterworfen. Auch was real von der einen Seite nicht gesehen werden kann, ist da und lockt die Lust. Sich den Körper rundum der Anschauung verfügbar zu machen, motiviert im Spätwerk eine Art sinnlich revidierten Kubismus. Die offene und simultane Darbietung der Geschlechtsteile entwertet den hierarchisch bewerteten Körper. Eine Utopie, die die Nase zur Schwester der Brust, den Finger zum Bruder des Schwanzes macht.

Die Variationen des Immergleichen stehen für das sich wandelnde individuelle Erlebnis, sind nicht die Steigerung des Überlebten, das der *künstlerische Erotiker* kultiviert, bis zur Stilisierung zum Ledermonster. Die Bedeutung der Geschlechtsteile bei der Darstellung des Menschen erweist Picasso gerade nicht als *erotischen Künstler,* sowenig trennt er Erotik von dem Alltäglichen ab. In einer fast trotzigen Beharrlichkeit behauptet er sich der spezialisierten Avantgarde gegenüber als Generalist, der sich dem Zwang zur Erfindung durch die Variation entzieht.

Der Lust ist der Verlust sicherer Partner. Der Liebhaber ignoriert den Voyeur und ist von der Zukunft nur durch einen Vorhang getrennt. Dem Voyeur tritt die Vergangenheit als gegenwärtiges Bild vor Augen. Picasso sitzt sie als Greis im Nacken. Thema unzähliger Radierungen. Malraux soll er gesagt haben: Wenn ich eine Frau im Sessel male, der Sessel, er ist dann Alter und der Tod. Und im Alter steigert er seine Bildproduktion, die Ungeduld wächst. Doch der Eingriff des Alters ist, obwohl real durchlebt, auch immer ein Bild, das zurück in den Alltag zwingt. Dort, unter gängigem Gesetz gehören uns die Eroberungen nicht wirklich. Die Unsicherheit bleibt: wird in der gleichen Währung gezahlt, Körper gegen Körper, Kopf für Kopf, Haut auf Haut. Frei bleibend, scheint uns nur das zu gehören, was wir sehen und aus Furcht vor der Flüchtigkeit abbilden, im Bild verfügbar machen, was unerlebbar bleibt.

Wie sonst ist denn einzusehen, warum wir uns Bilder machen müssen, warum der Dreier auf der Polstergruppe sich Blitzlicht und Selbstauslöser aussetzt... könnten sie sich dessen nicht anders glaubhaft versichern, als in dem, was abgebildet von Dauer erscheint. Sind Erinnerungen ganz ohne Beweismaterial?

Also, die beiden Pole: wissenschaftlich die Pornografie, die zu vermessen sucht, Lippen, Rötung, Feuchtigkeit, Festigkeit, Pulsschlag, Größtes-Kleinstes. Dagegen der Künstler Picasso. Gefaltetes Blech, Chromoxydgrün gegen Blaßviolett, das Profil einer Blechfotze, was in Worten ausgesprochen Diffamierung, in Blech geschnitten, nüchterne Verehrung enthält. Funktion gegen die Kälte des schamlippenzählenden Fetischisten. Rohr, Röhre, Trichter, Stopfen, Stange. Material, an dem sich unsere Träume erweisen.

Konkret-Sexualität 1984, S 92

Götz George, Ingrid Klein

Wollen wir hinterher noch ein Bier trinken gehen?

In den Tatort-Krimis spielt er Kommissar Schimanski. Im Privatleben ist er Götz George. Beides sind Kerle, die ihre Schnauze aufmachen. Der Schauspieler erzählte Ingrid Klein, was er über Machos und Emanzen, über den angemachten Mann und Fanliebe, über Liebe, Sex und offene Beziehungen denkt

Ob ich ein Chauvi bin? Ach Gott, ich kann mit diesem Wort überhaupt nichts anfangen, das müßte man mir erstmal erklären. Wenn wir im Lexikon nachblättern, haben Wörter wie Chauvinismus und Machismo eine ganz normale Bedeutung. Bei uns werden sie verfremdet benutzt. Für Feministinnen gehört zum Beispiel der Begriff »Macho« zu ihrem Feindbild. Nun gut. Früher standen sie auf Machos, wollten sie Kerle haben, heute sind sie stark geworden und wollen keine Kerle mehr, heute wollen sie nur sich selber haben. O.k., akzeptiert. Aber dann müssen sie mit dieser Situation auch allein fertig werden.

Wahrscheinlich ist es jetzt eine ganz wichtige Phase für die Frauen. Sie merken, wie stark sie sind, obgleich ich finde, daß sie es immer waren. Daß sie gelernt haben, sich durchzusetzen und zu artikulieren, ist unüberhörbar. Nur geht es oft furchtbar daneben und mit Bravour in die falsche Richtung. Ein beliebiges Beispiel:

Vor kurzem habe ich eine Talk-Show im SFB gesehen. Anwesend waren eine österreichische Schriftstellerin, die sich selbst als Hexe bezeichnet, die SPD-Abgeordnete Herta Däubbler-sowieso, ein Zuhälter mit einem Thai-Mädchen aus seinem Puff und ein Mann von so nein Vermittlungsinstitut. In dieser Diskussionsrunde waren die beiden intellektuellen Feministinnen den anderen durch ihre Eloquenz überlegen. Sie haben die beiden Primitivos solange in ihrer Männlichkeit angestochen, bis die zurückgeschossen haben, was mir in dieser Ehrlichkeit viel besser gefallen hat, als das hybride Verhalten der Damen.

Natürlich haben sie überhaupt nichts kapiert, haben nicht gesehen, daß es ein klares Verhältnis zwischen dem Zuhälter und dem Mädchen war. Das war inzwischen seine dritte Thailänderin. Sein ganzer Puff war eine einzige thailändische Spezialitätensammlung. Die schriftstellernde Hexe hat sich immer wieder auf das arme, ausgebeutete Mädchen gestürzt, bis der Zuhälter so genervt war, daß er sie anblaffte: nun seien sie doch mal ruhig, sie Träne! Daraufhin hat sie ihm ihr Weinglas ins Gesicht geschüttet, was nun die Thailänderin zutiefst empörte, die sich dann hinter der Kamera mit der Schriftstellerin prügelte. Das war leider nicht zu sehen, aber es ist mir erzählt worden.

Ich will damit sagen, daß diese feministische Mafia überhaupt nichts checkt und auch nicht nachforscht, sich einen Dreck um soziokulturelle Unterschiede kümmert, wie hier bei diesem Thai-Mädchen. Vielleicht liebt sie ihn. Er ist ein ganz einfacher Mann, dem ein Puff gehört. Er verdient viel Geld, fährt nen großen Wagen, so what? Wieso soll ihr ausgerechnet eine sogenannte Leidensgenossin aus Österreich einreden, daß sie sich bei ihm gottserbärmlich elend zu fühlen hat? Sie hätte sagen müssen und vielleicht auch wollen: halt die Schnauze, ich finde den prima und fühle mich ausgesprochen wohl in meinem Unterdrückungsverhältnis.

Die SPD-Frau war auch nicht besser, diese Herta Däubler-Bumbumbum. Den Namen kann ich mir einfach nicht merken. Das ging den anderen auch so. Ob man das nicht irgendwie abkürzen könne, wurde sie gefragt, ganz höflich. Aber natürlich bestand sie auf ihrem Däubler - helfen Sie mir - Bindestrich-Gmelin. Die machte permanent Wahlpropaganda, und das nervte den anderen Mann im Studio, diesen Ehevermittler so, daß er ihr sagte: liebe Frau, wenn ich sie mir so angucke, dann frage ich mich, wer sie denn haben will? Seien sie doch froh, daß es Leute gibt wie uns, die Menschen zusammenbringen. Sie könnte ich gar nicht vermitteln.

Das ist natürlich starker Tobak, aber von nix kommt nix. Wenn man so argumentiert wie diese Frauen, alles rein intellektuell erklären will und den Bauch ganz rausläßt, hat man sich solche Reaktionen selbst zuzuschreiben. Diese Feministinnen sollten es ein bißchen ruhiger angehen lassen. Im Prinzip ist doch viel möglich in unserem liberalen, offenen Gesellschaftssystem, Kapitalismus hin oder her.

Wenn ich mir Sie zum Beispiel anschaue: Sie sind doch eine ganz gestandene Frau und bestehen aus Kopf *und* Bauch. Sie wissen, was Sie wollen, was Sie zu sagen haben. Ob Sie glücklich sind, ist ja was anderes, aber Sie lassen sich ganz bestimmt nicht die Butter vom Brot nehmen. - Nicht mehr, na gut, jedenfalls sind das doch reihum unsere Erfahrungen: die Frauen sind stärker, die Männer schwächer geworden. Die Männer... tja, die sterben aus.

Aber von Männern ist ja überhaupt nicht mehr die Rede. Ich habe mich oft bei irgendwelchen Diskussionen um Frauenhäuser und dergleichen gefragt, was einen Mann dazu gebracht hat, seine Frau zu schlagen. Das steht aber nie zur Debatte. Es geht immer nur um das Opfer mit den blauen Flecken, das vertrimmt und mißhandelt worden ist. Ich würde gern mal erfahren, wie es kommt, daß ein Mann so brutal wird. Da muß doch viel passiert sein. Wahrscheinlich hat er sie früher mal geliebt. Aber das ist alles irrelevant. Für mich ist so ein black-out kein Kraftakt, sondern die nackte, schiere Hilflosigkeit.

Ich war bisher noch nie mit Frauen zusammen, die mir unterlegen waren. Ich habe also - wie man heute sagen würde - nur mit emanzipierten Frauen zu tun gehabt. Deshalb kann ich mit all diesem Gerede über Unterdrückung der Frauen auch wenig anfangen.

Die Scheidung ging ja auch von meiner Frau aus. Vielleicht war das nicht zu vermeiden. Zwei Schauspieler, das ist meistens ne verdammte Konkurrenzsituation. Loni hat auf unser Kind, unsere Tochter, keine Rücksicht nehmen wollen. Das ging im Prinzip ganz gut, weil meine Schwiegermutter immer da war. Aber heute denke ich, daß ich vielleicht ganz konsequent darauf hätte bestehen sollen, daß wir ein Haus haben, alles da ist und daß sie nicht arbeiten soll. Schließlich hatten wir ein Kind, und was Schöneres kann einer Frau doch gar nicht passieren, als so ein gesundes, fabelhaftes Kind. Und das alles plus Beruf geht nun mal nicht zusammen. jedenfalls nicht, wenn das Kind noch klein ist. Da zerbricht irgendwas.

Ich habe das bis heute nicht richtig auf die Reihe gekriegt, aber es ist ja letztendlich auch gescheitert. Ich hätte von mir aus nie die Scheidung gewollt. Wenn ich eine Situation wie die Ehe eingehe, darin ziehe ich sie auch mit allen Konsequenzen durch. Man kennt doch die Aufs und Abs in Beziehungen. Klar, es gibt auch überflüssige Streitereien, aber das kriegt man alles wieder hin. Permanenter Psycho-Terror muß nun auch nicht sein, nur ist es bei uns gar nicht so weit gekommen, weil wir von heut auf morgen gescheitert sind.

Ob ich mir die umgekehrte Situation vorstellen kann? ja. Das ist ne reine Schulungssache. Ich habe immer für mich die Verantwortung übernommen, für alles. Ich war mir nie zu schade für irgend etwas. Ich war halt derjenige, der gearbeitet hat. Ich war immer beschäftigt, hatte immer ein Angebot. Wenn man es anders will, muß man sagen: o.k., ich paß auf das Kind auf. Verdiene du das Geld. Aber das wurde bei uns nie zur Diskussion gestellt. Kurz und gut: natürlich kann ich es mir andersrum vorstellen. Es gibt doch nichts Schöneres, als ein Kind zu haben. Ich habe mit meiner Tochter ein fabelhaftes Verhältnis. Kinder sind was Tolles und viel klüger, als wir denken. Den ganzen, wirklich unschönen Zoff bei der Scheidung hat meine Tochter unbeschadet überstanden. Sie hat sich für uns beide entschieden. Das finde ich beachtlich.

Unsere Scheidung war eine unappetitliche Geschichte. Sicherlich gibt es dafür Gründe, die gibt es immer. Ich habe jedenfalls daraus gelernt, daß Frauen, wenn sie ein bestimmtes Ziel verfolgen, zu Mitteln greifen, bei denen ein Mann ne Hemmschwelle hat. Wo er sagt, ne, mach ich nicht, das ist mir zu mies. Männer und Frauen haben wohl unterschiedliche Schamgrenzen.

Ja, ich weiß, Feministinnen würden sagen, daß meine Frau sich spät, aber völlig zu Recht, für die bei mir erlittene Unterdrückung gerächt hat. Nur: meine Frau war immer stark, und als sie die Scheidung wollte, Geld und das Kind dazu, da war sie nicht zimperlich in der Wahl ihrer Mittel. So gesehen war es eine wichtige Erfahrung zu sehen, was alles machbar ist, wie weit man gehen kann. Seitdem habe ich vor Frauen eine gewisse Scheu, weil ich nicht einzuschätzen vermag, wie weit sie im Zweifelsfall gehen würden. Vielleicht ist das ihre einzige Chance, mit uns Männern fertig zu werden.

Bei der ersten, ziemlich intensiven Beziehung nach der Scheidung hatte ich wieder schlechte Karten gezogen, jedenfalls kam es mir so vor. Ich war wohl zu unentschieden, wollte mich auch nicht gleich wieder fest binden, und prompt hat sie einen anderen Kerl gehabt. Diese ganze Scheiße will ich nicht mehr. Ich will mir meine Kraft und Substanz nicht durch unsinnige und überflüssige Leidensprozesse nehmen lassen, auch wenn mir klar ist, daß man das nicht immer steuern kann. Inzwischen ist alles geklärt, auch mit dieser Frau. Wir sind heute noch zusammen, aber eben in einer offeneren Beziehung. Ich kann ihr nicht vorschreiben, was sie zu tun und zu lassen hat, und umgekehrt.

Was mir heute an den Nerv geht, ist diese ewige Abgrenzung. Die Emanzen powern ständig nur von einer Seite, sie versuchen gar nicht, mit den Männern klarzukommen. Natürlich muß der Mann kapitulieren. Wenn ich hier zum Beispiel mit militanten Feministinnen sitzen würde, dann wären die mir ganz klar in ihrer Argumentation überlegen, weil sie ein unerschöpfliches Reservoir haben in der jahrtausendelang praktizierten Unterdrückung. Das halten sie uns immer wieder unter die Nase, und du sitzt als Mann da und kannst ständig nur mit dem Kopf nicken. Fragt sich nur, ob uns das weiterbringt. Ich sage oft: Menschenskinder, diskutiert nicht so viel, liebt euch. Und wenn ihr euch nicht lieben könnt, dann schmeißt euch gegenseitig raus.

Im sexuellen Bereich hat sich allerlei geändert. Die Tatsache, daß mir eine Frau heute sagt: sag mal, wolln wir schlafen gehn? gefällt mir, weil es dann bei mir liegt zu sagen, ach nö, ach Gott, nö, laß uns nicht, na komm, vergessen wir das. Oder ich sag, ja, o.k.!

Ob das Titelbild von SEXUALITÄT KONKRET realistisch ist? Wieso das denn, hier vergewaltigt ein Mann einen anderen Mann, das ist wieder so ne aufgemotzte Geschichte, sehr geschickt gemacht. - Ne Frau soll das ein? Also wissen Sie, es gibt für mich so gewisse Merkmale, und dies ist ne rein homosexuelle Geschichte, sehr geschickt verklausuliert. Macht neugierig, man denkt, was ist denn das? Aber für mich sind das zwei Schwule. Und insofern hat das mit dem, was ich erlebe, nichts zu tun. In dieser Gewalttätigkeit läuft das nie ab.

Die Verhältnisse sind insgesamt gleichwertiger geworden. Früher haben ausschließlich die Männer die Frauen angeknallt. Man kennt ja zur Genüge Stammtischgespräche der Art: guck mal die Kleene, hat die nen Arsch, komm, die ziehn wir mal eben durch, undsoweiter. Heute findet genau das gleiche bei den Frauen statt. Zum Teil allerdings mit einer ziemlichen Fehleinschätzung ihrer Wirkung in dem Moment. Da kommen ja manchmal Gruftelsen auf dich zu, wo du richtig zusammenzuckst.

Ich hatte mal eine Kollegin, ein wirklich schönes, gestandenes Frauenzimmer, ganz abgesehen davon, daß sie ne miese charakterliche Kuh war, aber rein äußerlich war sie eine richtige langbeinige Giraffe. Glauben Sie, ich hätte den Mut gehabt, hinzugeben und zu sagen: Darf Ich sie zum Essen einladen? Wobei das auch noch eine unverantwortliche Lüge gewesen wäre. Es hätte heißen müssen: überspringen wir das Essen, gehen wir gleich ins Bett. Aber ich hab da ne Bremse. Was sicherlich mit meiner männlichen Eitelkeit zusammenhängt. Ich hatte Schiß davor, daß sie antwortet. aber Meister, guck dich doch mal an, mit dir kann man allerhöchstens essen gehen!

Frauen sind da anders. Sie gehen von einer momentanen sexuellen Notdurft aus, in der Annahme, daß ein Mann immer spitz ist. Sie bieten sich an, indem sie sagen, ich finde sie sympathisch, wollen wir nicht ein Bier trinken gehen? Inzwischen sage ich dann schon: sie meinen doch in Wahrheit, ob wir hinterher ein Bier trinken können? Das hat noch keine geleugnet.

Vor einigen Tagen hat mir eine junge Frau ein Drehbuch geschickt, in dem sie mein Leben aufgelistet hat. Sie hat sich sage und schreibe über ein Jahr ununterbrochen mit Götz George beschäftigt. Mannomann, dachte ich, was mach ich jetzt? Ich habe ihr erstmal einen Brief geschrieben und freundlich erklärt, daß sie das mit der Verfilmung vergessen kann. Dann kam ein Brief zurück, in dem sie prompt das gestand, was ich befürchtet hatte: sie hätte sich in mich verliebt und müßte mich unbedingt sehen.

Da setzt bei mir automatisch so ne Art Schuldkomplex ein, so daß ich ihr halt vorschlug, daß wir uns kurz treffen könnten« wenn ich eh in ihrer Nähe zu tun hätte. Wir haben uns dann getroffen, und ich habe sie gefragt, was sie denn von mir erwartet. Sie sagte, daß sie den Menschen kennenlernen wollte, der hinter der Rolle steht. Mir war das zu unehrlich und deshalb habe ich geantwortet: Meine Liebe, Tatsache ist doch, daß Sie einem Mann gegenübersitzen, der sich im Medium Fernsehen in einer Rolle präsentiert, die Frauen gefällt und wo sie denken, daß der auch für sie zu haben ist. Darüber haben wir lange geredet. Ich wollte hinter das Phänomen kommen, warum sich eine Frau so lange intensiv mit mir beschäftigt hat. Irgendwann habe ich dann gesagt, daß ich sie für schizophren halte. Das hat sie quasi zugegeben.

Es entspricht sowieso meinen Erfahrungen, daß jemand bei einer derartigen Fixierung auf sogenannte Mediengrößen eine Macke haben muß. Nur, hier war es äußerlich nicht erkennbar. Sie war eine sehr attraktive Frau. Nicht vergleichbar zum Beispiel mit einem jungen Mädchen, das mir viele höchst intelligente Briefe voller Charme geschrieben hatte, und eines Tages stand vor meinem Gartentor eine kleinwüchsige Frau und sagte: »Tach«!

Also, insgesamt war ich vorgewarnt und skeptisch. Um nun auf die Drehbuch-»Autorin« zurückzukommen: wir drucksten beide ein bis zwei Stunden rum, bis sie ganz klar sagte, daß sie weder den Schimanski, noch den Götz George für einen Kurzurlaub oder fürs Leben will, sondern den Götz George jetzt, in dieser Minute. Das war deutlich. Da konnte ich auch deutlich sein, ich bin)a kei n Therapeut. Auch wenn ich einer Frau nur schwer was abschlagen kann.

Mein Anteil an der Rolle des Schimanski? Trotz Mitspracherecht muß man ungeheuer powern, um so einer Trivialfigur menschliche Züge zu geben In öffentlich-rechtlichen Anstalten ist man von tausend Sachen abhängig. Die Drehbuchautoren, die meistens in meinem Alter sind und ein vergleichbares Leben führen, sind das kleinste Problem.

Beim ersten Tatort haben wir die Frauengeschichte ganz spontan reingenommen, und das war auch noch eine Belastungszeugin. Das war nun nicht korrekt in diesem unserem Lande. Die Reaktion war totale Empörung und Erregung. Die Volksseele kochte. Sowas darf einem deutschen Beamten einfach nicht passieren! In den folgenden Serien haben sich die Autoren ein bißchen korrigiert, Schimanski durfte nicht mehr umstandslos mit einer Frau ins Bett gehen. Wahrscheinlich haben die Redakteure Druck gemacht, so daß wir uns inzwischen an eine gewisse durchschnittliche deutsche Fernsehdramaturgie halten.

Was ich immer einbringen wollte ist, daß der Typ mal richtig aufläuft, daß er wegen einer echten Beziehung total durchhängt. Mein Interesse ist ja nicht, diese Figur noch machohafter, sondern brüchiger zu machen. Das Buch für«den nächsten Tatort »Kielwasser« war von meinem sehr geliebten Chiem van Houweninge auch so angelegt. Es ging um eine tiefe Liebesbeziehung mit der Hauptverdächtigen, und Schimanski behauptet ständig.- das ist sie nicht. Er sammelt Entlastungsbeweise und lügt sich permanent in die eigene Tasche, weil er eben so verknallt ist. Das ist nun letztendlich alles geändert worden. Sie ist von vornherein die Verdächtige, er hat keine Beziehung zu dieser Frau und flirtet ein bißchen mit ihr, that's all.

Da kann ich wenig machen. Solche Manuskripte kommen ganz kurzfristig, dann gibts die Konferenz, und alles ist abgefahren.

Ob ich mir Schimanski als Schwulen vorstellen kann? Nein. Ich würde gern mal einen Schwulen spielen, aber das wird nicht als Schimanski gehen. Ich bin überzeugt, daß das niemand mitmachen würde. Schimanski ist als quasi letzter Mann aufgebaut, und wenn man das kaputthaut, kommt nicht mehr dabei raus als ein Gag für Insider, die Masse würde das nicht nur nicht verstehen, sondern wäre enttäuscht über ihren Antihelden.

Ich bin schon der Meinung, daß man diese Möglichkeit der Massenbeeinflussung nutzen sollte. Es ist ja ganz klar unterteilt in Fans, Leute zwischen 15 und 40, und Feinde. Die Älteren lehnen diese Typen ab, weil er kein deutscher Beamter ist. Für die jüngere Generation steckt in diesem Typ ein kleines Stück Auflehnung. In ihm erkennen sie sich wieder. Der geht wie sie, hat Sprüche drauf wie sie, ist widerborstig wie sie. Und über die Kinder werden wiederum die Eltern gezwungen, am Wochenende das 1. Programm anzugucken, weil die sonst in ne Disco ziehen oder bei Freunden fernsehen. Und dann wird - das habe ich mir in vielen Gesprächen bestätigen lassen - geredet in der Familie. Darüber, wie sie den Typ finden, was ihnen an ihm gefällt oder mißfällt. Diese Diskussionen halte ich für sehr wichtig, sie finden doch sonst kaum noch statt.

Eine feste Freundin für Schimanski? Nein. Das würde die Rolle langweilig machen. Außerdem kommt mir das sehr entgegen, das deckt sich mit meinem Leben. Ich fand es sehr schön, dreizehn Jahre verheiratet zu sein, habe dann aber mitgekriegt, daß es viel einfacher und bequemer ist, alleine, ohne wirkliche Bindung, ohne richtiges Engagement, zu leben. Ich möchte den alten Druck nicht mehr spüren. Wenn ich heute eine Beziehung nicht mehr will, dann löse ich sie auf, und zwar ohne Umschweife.

Ich hatte nur mit erwachsenen Frauen zu tun, mit Frauen, die ein entwickeltes Selbstwertgefühl haben, und die sich auch Mühe geben, den anderen zu verstehen.' Insofern hat Emanzipation ja auch was Praktisches. jeder weiß, was er will, jeder kann tun, was er mag, und jeder hat was davon. Mir gefällt diese Übergangssituation, in der ich lebe. Richtige Liebe hat für mich immer auch was Krampfhaftes, Verspanntes, weil beide kompromißlos alles festhalten wollen.

Ich hätte überhaupt nichts dagegen, mich mal wieder richtig zu verlieben, nur, bisher habe ich noch keine Frau gefunden, bei der alles stimmt, alles harmoniert. Entweder sind sie zu kopflastig, oder sie beziehen ihre Kraft allein aus ihrer Weiblichkeit. Eine Synthese aus beidem, das richtige Mittelding, ist mir noch nicht über den Weg gelaufen. Immer müssen Frauen um irgendwas kämpfen, müssen sich beweisen.

Konkret-Sexualität 1984, S 95

Alan Bangs

Patti Smith

Alan Bangs'erste Faszination von Patti Smith liegt sieben Jahre zurück. Heute beschreibt er sie als verwirrend, persönliche Landschaft

Sie sah aus wie ein Schulmädchen und wie eine Nonne, und wieder verliebte ich mich in sie. Das erste Mal passierte es, als wir uns in München trafen. Ich sah aus wie Tom Verlaine, der sich den Namen von Rimbauds Geliebtem zugelegt hatte, und sie sprach mit mir, ohne mich zu kennen.

Damals war ich mehr als unsicher. Ich wußte nichts von mir, und als ich endlich entdeckte, wer ich sein könnte, war es zu spät... Und nun kam sie wieder auf mich zu, und wußte jetzt nur zu gut, wer ich war und was ich wollte.

Den langen, schwarzen Mantel trug sie zugeknöpft bis zum Hals, weiche, schwarze Schuhe ließen ihre Füße winzig erscheinen, der breitkrempige, schwarze Hut saß rechtwinklig auf dem Kopf, nicht nach vorn, nicht nach hinten gekippt, das schwarze Haar fiel auf die Schultern, und ihre Augen blickten unschuldig, zutraulich, dunkel. Sie hatte die Stimme eines Mädchens, das in seinen Internatsferien nach Hause kommt. Ein bißchen zu höflich, ein bißchen zu scheu vielleicht, darum bemüht, niemanden zu verletzen, spröde. Hinter ihr der lange Flug. In New York war es noch Nacht, in Köln schien bereits seit zwei Stunden die Sonne. Und da war sie. Aus der Dunkelheit trat sie ins Licht. Sie veränderte ihre Form wie ein Schatten, den eine Straßenlaterne wirft. Wurde mal größer, mal kleiner, schuf sich immer wieder neu. Es war, als wäre sie durch mich hindurchgegangen.

Wenn du an deine eigene Publicity glaubst, ist das der Anfang vom Ende, -sagt man. War Patti Smith so weit? Ging sie deshalb nach Hause? In Chicago geboren, zog sie zuerst nach Süd-Jersey, dann nach New York. jetzt ist sie verheiratet und lebt in Detroit. Ihr Mann, Fred Smith, war Gitarrist bei den MC 5. Eine zeitlang arbeitete er als Tankwart. Ihren Sohn nannten die beiden Jackson, nach dem Maler Jackson Pollock.

Ihr erstes Kind, eine Tochter, hatte Patti weggegeben. Was wäre passiert, wenn sie sie behalten hätte? Wenn sie nicht nach Paris gegangen wäre, nicht die Bibel gelesen, sich nicht wieder und wieder verliebt hätte? Wer weiß das? Was sie damals tat und war, ist Vergangenheit. Jetzt zählt, was aus ihr geworden ist.

Was wirklich aus ihr geworden ist, weiß ich nicht. Ich weiß nur, was sie mir erzählte. In München, in Köln, in Paris und in London. Das meiste erfuhr ich, als wir uns zum ersten Mal trafen, in einem Hotelzimmer in München, vor mehr als sieben Jahren. Und ich werde es nie vergessen. Selten hat mich jemand so beeinflußt wie Patti Smith in den drei Tagen, die ich bei ihr war. Wo wir uns zuhörten, miteinander redeten, tanzten, spazieren gingen. Was ich damals erfuhr, erklärt vieles von dem, was später geschah - alles und nichts.

»Ich war 29 Jahre, als ich mit Rock'n'Roll begann. In einem Alter, in dem die meisten Leute schon tot sind, zumindestens im Rock. Es war eine harte Probe. Der Druck war gewaltig, und gerade jetzt fehlt mir die Zeit. Ich habe eben keine zehn Jahre wie die Stones, um rauszuholen, was in mir steckt. In zehn Jahren bin ich vierzig. In zehn Jahren sitze ich hoffentlich in einem arabischen Café und schreibe Phantasies. Das ist meine Zeit, jetzt. Rock'n'Roll ist kurzlebig. Du mußt es dann tun, wenn es dir kommt. Du kannst nicht rumsitzen und warten. jetzt ist deine Zeit. Es geht rasend schnell, und wir sind alle so unfertig, so unerfahren. Ich bin keine große Sängerin, und keiner der Jungs ist ein großer Musiker. Was wir reichlich haben ist Mumm, Herz und Energie - aber keine Zeit.«

Patti Smith wird am 30. Dezember 1986 vierzig sein. Will sie dann immer noch ins Morgenland? Wird sie es noch nötig haben? Viele sind vor ihr dort gewesen, haben ihren Traum vorweggelebt. Und weil sie es taten, haben sie einen Einfluß auf Patti ausgeübt, .der es ihr schwer machen wird, auch ihren Traum, ihr Märchen in die Realität umzusetzen. Vielleicht schreibt sie gerade jetzt in Detroit ihre Phantasies.

Zehn Jahre, nachdem sie das Porträt von Jane Bowles malte, sie onanierend darstellte.

Jane Bowles, die ihre erste und einzige Novelle 1943 veröffentlicht hatte, ein einzigartiges, wundervolles Buch mit dem Titel: »Two Serious Ladies«. Jane Bowles ist 1948 mit ihrem Ehemann Paul nach Marokko gezogen, und zehn Jahre später, sie war vierzig, bekam sie einen Schlaganfall, der ihre literarische Karriere jäh beendete. Sie starb am 4. Mai 1973 in der »Clinica de Los Angeles« auf Malaga. Pattis Zeichnung stellt Jane Bowles über dem Meer schwebend dar, gestützt von Engelsflügeln, ihre Hand zwischen den Beinen, ein Schöpfungsakt. Vergleichbar Pattis Zustand, wenn sie sich in einem Rauschzustand an die Schreibmaschine setzt: *Ohh yeah that's hard that's good. Now don't tighten up. Open up be-bop. Lift that little butt up. Ummm open wider be-bop. Come on. Nothing. Can. Stop me. Now. Ohhh ahhh. Isn't that good. My. Melancholy be-bop.«* (»Rape«)

»Ich habe eine Vorstellung von mir. Ich tue, was ich tun muß. Ich kann gut in einem Raum allein sein und malen oder schreiben, ich bin gern mit mir und meiner Kreativität allein. Ich fühle mich Jean Geriet verwandt. In meinen sexuellen Phantasien onaniert die ganze Welt. - Die meiste Zeit meines Lebens war ich allein. Ich meine, ich liebe meine Familie und

alles was dazugehört, aber ich war ein ausgesprochen unsympathisches Kind. Und als Teenager war ich unattraktiv, häßlich, unansehnlich. Ich hatte keine Freunde, weder Jungs noch Mädchen, ich war sehr einsam und beschäftigte mich zum größten Teil mit Beten, mit Märchen und mit Kunst. So wurde ich die, die ich heute bin. jetzt ist alles anders. Es gefällt mir, von Männern begehrt zu werden und alles nachzuholen, was ich als Heranwachsende nicht kannte. Ich fühle mich ein bißchen wie die älteste jugendliche der Welt.«

Patti Smith wäre gern Schauspielerin geworden, sie wäre gern einmal auf dem Titel von »Vogue« gewesen, sie wollte die bestgekleidetste Rocksängerin sein - und sie tanzte leidenschaftlich gern. In München, als wir nach ihrem Auftritt so rumsaßen und redeten, passierte es. Patti war der Mittelpunkt des gesamten Geschehens, sie war der einzige Grund, weshalb alle da waren, sie wurde getragen von einer Woge aus Zuneigung. Und plötzlich hatte sie das Bedürfnis, diese Sympathie, die ihr von allen Seiten entgegenströmte, zurückzugeben. Über die Lautsprecher dröhnte »starfucker« von den Rolling Stones, und sie hatte Lust, mit mir zu tanzen. Wir tanzten, und am nächsten Tag redeten wir darüber.

»Wenn ich mit jemandem tanze, so wie letzte Nacht mit dir, bekomme ich das richtige Gefühl für die Situation, es ist so eine Art alchemistisches happening, auf Tischen zu tanzen und Gläser zu zerbrechen. Ich meine, ich brauche das nicht unbedingt, aber gleichzeitig hatte ich das Bedürfnis. Verstehst du, es war ein neuer Club, da mußte was kaputtgemacht werden. Es ist wie bei einem Stapellauf: die Champagnerflasche, die an der neuen Schiffswand zerschellt, bricht das Eis, bringt das Schiff in Bewegung.«

Genau das passierte, unbeabsichtigt, unvermeidlich, in jener Nacht in Essen 1979, als Patti im 4. Rockpalast-Festival auftrat. Ich sollte sie interviewen und freute mich darauf, weil wir uns kannten, uns mochten, uns intuitiv verstanden - glaubte ich jedenfalls. Ich habe an diesem Abend lernen müssen, das ich extrem konservativ dachte, daß ich das allgemein Übliche, die Standards erwartete. Patti, aus welchen Gründen auch immer, das spielt hier keine Rolle, war völlig anderer Meinung, dachte in völlig anderen Dimensionen. Sie führte mich vor. Sie verweigerte mir nicht die Antworten, das nicht, sie verweigerte sich lediglich meinen Erwartungen. Sie zwang mich, sie so zu sehen, wie sie in diesem Moment sein wollte, nicht wie sie beim letzten Mal gewesen war.

Sie ließ mich weit hinter sich zurück, gestrandet. Ich war unfähig, klar zu denken, ich wußte nicht, was ich tun, wie ich mich verhalten, wie ich weitermachen sollte. Irgendwie dämmerte mir, daß Millionen Menschen darauf lauerten, was jetzt passieren würde. Nicht wie ich mit dieser Situation fertig werden, sondern was passieren würde! Und plötzlich wußte ich, daß es unnötig war, was zu tun, unnötig, einen Bezug zur Vergangenheit herzustellen. Sie war Herr der Situation, auch wenn sie nicht Herr ihrer selbst war. Ich stand neben uns bei diesem Zeitsprung. Hinterher konnte ich niemanden ansehen. Ich schämte mich meiner konservativen Haltung.

Das Konzert verlief hysterisch. Es versprach mehr als es hielt. Es war frustrierend. Ich glaube, das war der Anfang vom Ende. Faszinierend ist allein der Gedanke, was noch kommen kann. Alles und nichts.

»Als ich noch in Konzerte ging, es waren immer Stones-Konzerte, habe ich meine ganze ungeheure Energie auf die Musiker konzentriert. Diese Energie besaß ich schon als kleines Mädchen. Worin sie auch bestand, ob sie magischen, sexuellen oder anderen Ursprungs war, ich hatte sie. Wie Superman. Und ich versuchte, sie auf die Musiker zu übertragen. Telepathisch. Wenn Mick Schwierigkeiten hatte, sammelte ich meine Kraft und gab sie ihm. Wenn er stockte, wenn Keith kurz vorm Umfallen war, gab ich ihnen alles von mir, ohne Rücksicht auf meinen Stolz, meine Gefühle.

Was das ist? Der Glaube an dich selbst, an deine Kraft, deinen Willen, deine Energie, deine Fähigkeit, das auf den Körper des anderen übertragen zu können.

Bob Dylan hat viel für mein Selbstvertrauen getan. Viele Jahre habe ich ihn bewundert, meine Energie auf ihn übertragen, und als ich ihn dann traf, sagte er mir, daß ich einzigartig wäre, daß er von mir lernen könne. Wir waren oft zusammen, und er holte viel aus mir raus. Diese Erfahrung machte mich schließlich so stark, daß es Probleme gab. Nicht zwischen Bob Dylan und Patti Smith, sondern zwischen Frau und Mann, allein in einem Raum.

Ich häute mich nur, wenn ich weiß, daß ich jemand nicht übertreffen kann. Beim Malen wußte ich, daß ich weder so gut wie de Kooning noch wie Jackson Pollock sein würde. Aber dieses Konkurrenzgefühl war nicht der Grund, daß ich aufhörte. Ich war einfach an meine Grenze gestoßen, ich konnte nichts tun, um diese Leute zu erreichen. Ich wußte, daß ich zu anderem bestimmt war. In der Bildhauerei war ich bis zum Äußersten gegangen. Die Malerei und die Sprache habe ich noch nicht in allen Dimensionen ausgeschöpft. Burroughs zum Beispiel interessiert mich heftig. Ich glaube, ihn könnte ich übertreffen. Aber richtig zu Hause bin ich im Rock. Hier bin ich einzigartig. Hier schüchtert mich niemand ein.

Ich liebe die Stones, ich glaube immer noch an Jimmi Hendrix und Jim Morrison, auch Bob Marley mag ich sehr, gleichzeitig spüre ich meine Kraft, meine Einzigartigkeit. Hier habe ich meine Grenze noch nicht erreicht, hier ist meine Entwicklung noch nicht zu Ende. Mich erregt der Gedanke, daß ich noch etwas machen kann, was weder Mick noch Jimmi je erreicht haben. Es berauscht und erschreckt mich gleichermaßen. Das erste Mal in meinem Leben fühle ich, daß ich all die Leute, die ich immer bewundert habe, hinter mir lassen kann. Ich meine nicht, daß ich besser bin als sie, sondern daß ich etwas tun kann, was sie nie entdeckt haben.«

Künstler, Schriftsteller, Maler, Bildhauer, Musiker - das Namens-Karussel der Patti Smith dreht sich schneller und schneller, bis die Konturen der einzelnen Persönlichkeiten sich miteinander vermischen. Ein Strudel erfaßt dich, reißt dich mit, saugt dich auf, zieht dich nach unten und spuckt dich dort aus.

Das Auge des Hurrikans. Die Ruhe nach dem Sturm. Eine persönliche Landschaft.

Übersetzung: Hannelore Heinrichs

Konkret-Sexualität 1984, S 98

Sarah Schumann

Das tiefe Rot der Narbe

Ihr Mund war schöner als eine Kurtisane von Utamaro schwärmte ein GI. Sie war die Vollkommenheit des Eros, sagt die Malerin. Huldigungen der Monroe von Sarah Schumann

Der G.I. Dick Forsythe schreibt 1954 an seinen kriegsversehrten Bruder in Indianapolis:

 Lieber Bob, wir liegen direkt hinter der Frontlinie. Steige ich aus unserem Unterstand, um mal Luft zu schnappen oder zu scheißen, zeichnet sich hinter der sich ständig bewegenden, petrolfarbenen Rauchwolke die Silhouette der beschneiten Felswand des Namsan gegen den Himmel ab, in dem Rot des Laubes der Ahornbäume unserer Wälder im Herbst. Doch heute hänge ich am Radio: Marilyn Monroe wird mit einem Hubschrauber von Seoul aus kurz hinter die Frontlinien gebracht. Bruder, sie wird auch zu uns kommen. jetzt bittet sie den Piloten, sie so niedrig wie möglich über die zusammengeballten Soldatengruppen zu fliegen.

Tief beugt sie sich aus dem Hubschrauber heraus und wirft den Kameraden Kußhände zu. In ihrer Leidenschaft läßt sie sich immer weiter nach draußen gleiten, so daß sie an ihren Fesseln in den starken Händen zweier Flieger aufgehängt werden muß. Ihre Fingerspitzen berühren fast die hochgestreckten Arme der Männer, die im Luftdruck des Propellers sich zur Form der hiesigen Kiefer krümmen, deren Kontur nun das platine Engelshaar Marilyns gleicht. In dieser Art kreist sie mehrmals über die Soldaten. So sehr liebt sie uns.

Stunden später war Marilyn Monroe bei uns gelandet. Die Disziplin vergaßen wir. Stürzten auf sie zu. Wir umzingelten sie. Offiziere stießen ihr einen Weg durch uns durch zu dem Podest, das wir für sie errichtet hatten. Sie entkleidete sich ihrer olivbraunen Jacke und stieg hinauf. Mann, das war sie. Sie breitete die Arme auseinander. Ihre Brüste waren kaum bedeckt von dem pailletenbesetzten Kleid, blau wie die Schachtel meiner Navy Cut. 'Das eingeschlossene Blau des Onyx eines Pfauenthrons', sagte unser koranfester Koch, Du weißt, der Lump, der so gerne Hundefleisch ißt. Ihr Haar durchflutetes Gold. Ihr Mund schöner als eine ganze Kurtisane von Utamaro. Eine Rose war er. Colliers aus Bergkristall um ihren Hals geschlungen. Scheinwerfer brachen sich darin und sprühten violette Schatten, die ins Schwarze glitten auf ihre Lippen, die zitterten.

Wir hatten minus 29 Grad Celsius. Ihre Hüften schwangen, allein dafür hätte ich die gesamten girls hier weggeworfen. Und dann sang sie: 'Diamonds are a girl's best friend'. Nach dem Lied trat sie an die Rampe und sagte 'hi' zu uns allen. Wir konnten nur noch brüllen. Es ging mir gut. Sterben hin oder her. Bei mir funktioniert noch alles. Bobby, wenn ich dann wieder zuhause bin, werde ich meiner Frau von Marilyn Monroe erzählen und das Schöne wird sein, daß ich ihr dabei mit reinem Gewissen in die Augen sehen kann.

Das Raffinement: Die Monroe wird nicht nur mit einem außergewöhnlichen Körper geboren, dem sie später aus eigener Kraft heraus Schliff gibt. Sie wird außerdem von der Natur mit einer Stimme ausgestattet, deren Ton sie erst einmal an das Irdische bindet. Doch bringt das Besondere ihrer Stimme sie auch dem Göttlichen näher und darum singt sie - Schlager.

Sie lernt eine Tonskala von nur wenigen Tönen. jede andere aber ist falsch, da sie zu viele oder zu wenige Töne enthält. Die Zahl der Töne drückt sowohl den Rhythmus ihres Mundes als auch den ihrer Hüften aus. Der gleitende Rhythmus entspricht dem Schwung, dem des Mundes, des gewellten.

The pensive Marilyn. Ihre Tonskala wie auch die verborgene Schönheit ihrer Sexualität, die ihren Ausdruck im Äußeren des Körpers findet, symbolisieren die Vollkommenheit des Eros; erhöht und unfaßbar zugleich durch die alles durchziehende Unruhe und Rastlosigkeit der Monroe.

Die Monroe ist nicht so schön wie Rita Hayworth. Rita Hayworth scheint von Makellosigkeit umschlossen. Es ist, als hielte sie sich geborgen in einem perfekt geformten Gehäuse, vergleichbar einer Muschel, einer Thatcheria mirabilis etwa. Als könnte sie ohne Bekleidung auskommen, nackt leben, denn ihr Körper ist Kleidung und Haus. Das Gesicht allerdings herzförmig.

Die Monroe könnte in dieser Form der Nacktheit nicht bestehen, obgleich die meisten sich das so vorstellen. Sie offeriert nur die Enthüllung, aber diese bleibt Versprechung. Als junge Frau ließ sie sich einmal nackt fotografieren. Ich meine das weltberühmte Kalenderbild von Tom Kelley, Marilyn Monroe's Akt auf rotem Samt (auch später, 1962, kurz vor ihrem Tod, war der Fotograf Bert Stern, der sie im Auftrag von Vogue fotografierte, scharf auf ein Aktfoto von ihr. Stern schoß unter 2568 Fotografien ein fast heimliches Bild scheuer Nacktheit der Monroe, das nun in seinem Buch großformatig abgebildet ist. Es war Marilyn Monroe's last sitting . Über die fotografische Qualität der fast dreitausend Bilder will ich mich nicht weiter auslassen, denn das ist egal, weil die Monroe auf ihnen großartig ist: Man ahnt ihre Seele. Sie ist sexy. Sie ist vulnerabel. Ihr Körper trägt eine Narbe.

Man kennt Marilyn Monroe überwiegend von Fotografien. Es ist schwierig, sich über das Medium einer ganz gewöhnlichen Fotografie ein umfassendes Bild der gezeigten Persönlichkeit zu machen. Auffällig ist jedenfalls, daß beim

Ansehen fotografischer Abbildungen von Stars der flächige Charakter der Fotografie erhalten bleibt. Die Monroe jedoch scheint aus der Eindimensionalität der Fotografie herauszutreten. Anders gesagt: Schon eine Fotografie der Monroe vermag die eigene Fantasie derart zu mobilisieren, daß diese sie dreidimensional erscheinen lassen kann.

Die Verklärung der Narbe: Piero della Francescas Begabung zur Konstruktion machte es ihm möglich, jedweden Gegenstand mit den Mitteln der Perspektive auf eine Fläche zu übertragen. Seine überragende Fähigkeit brachte ihn, um neues Terrain zu gewinnen, dazu, dreidimensionale Objekte zu erfinden, um diese erneut in einer Ebene fixieren zu können. Doch das war ihm nicht genug. In einem bildhaftem Gefüge wird durch die unterschiedlich proportionierte Architektur der dargestellten Gebäude und Personen - denkt man sich dieses Nebeneinander verschiedener Größen durch einen Linienverbund verknüpft - ein Eindruck erzeugt von den seelischen Beziehun gen innerhalb der abgebildeten Personengruppe. □ Die Geißelung□ .

Doch geht es mir im Moment um die Fotografie von Marilyn Monroe mit den zwei Rosen aus Chiffon. 1984 liegt über der gesamten Fotografie eine Arabeske in einem Wechselspiel von fleischlichen und floralen Motiven. Das Objekt gibt von seinem Inneren frei, was das Auge als Schwerpunkt erfaßt; weniger ihre Entkleidung als vielmehr das Kenntlichmachen ihrer Seele führen zur Entblößung, nämlich für das Verlangen nach der unerreichbaren und zugleich so nahen Frau, die ein begrenzter Raum von Licht umgibt.

Die körperhaften Formen wenden sich nicht gegen die sie umgebende Leere, sondern bemühen sich, das Fleisch in eine erotische Aura, die eine eigene Melancholie und eine besondere Intelligenz in sich birgt, hineinzukatapultieren. So entfaltet sich, in dekorative Form gefaßt, das Bild. Marilyn Monroe widersetzt sich dem Versuch, sie in den Mantel der Kunst zu hüllen. Staub, hochgewirbelt durch die heißen Lampen, setzt sich auf ihre Wimpern und macht diese schwerer. In deren Schatten liegen die berühmten Pupillen. Man sagt, sie waren blaugrün changierend und flirrend. Das kupfrige Lid ist ihr Dach.

Das tiefe Rot der Narbe läuft aus in der Zone ihrer Ränder. Dort hat es sich zum Rosa verdünnt und versucht über die begrenzende Wölbung der geschlossenen Wunde hinwegzuleiten. Doch der Farbschimmer des Pfirsichs behauptet sich.